

Die große Gruselserie von Jason Dark

Stunden der Angst

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 180



Stunden der Angst

John Sinclair Nr. 604

von Jason Dark

erschienen am 30.01.1990

Titelbild von Tim White

Sinclair Crew

Stunden der Angst

Sie wollten ihn bestrafen, und es sollte eine Strafe werden, die alle anderen abschreckte, sich ihnen entgegenzustellen oder aus ihrem Kreis hervorzubrechen.

Sie hatten Tony Bedford in die Falle gelockt, aus der es für ihn kein Entrinnen gab.

Schmal war der Gang, nur eine Lampe hing unter der Decke. Ihr Schein streifte auf der rechten Seite die Türen der kleinen Ställe, auf der linken fiel sie gegen das graue Mauerwerk, das in Kopfhöhe aufhörte. Dahinter lag der große Stall, auch ihr Treffpunkt.

Tony Bedford stand direkt unter der Lampe. Er spürte die Wärme auf seinen glatten, blonden Haaren und an seinem Gesicht herabfließen. Dennoch rannen Eisschauer über seinen Rücken, denn die Angst steckte wie harte Messerklingen in seinem Magen.

Vorn standen zwei und hinter ihm ebenfalls. Die in seinem Rücken sah er nicht, aber er hörte sie atmen. Dieses kurze, fast schon röchelnde Luftholen, das gleichzeitig dokumentierte, unter welch einem mörderischen Druck sie standen. Und dieser Druck brauchte bald ein Ventil!

Das war er!

Sie kamen. Zuerst die beiden vorderen. Lässig schritten sie auf ihn zu, und Tony streckte ihnen in einer verzweifelten Bewegung beide Hände entgegen, als könnte er sie damit aufhalten. Es war lächerlich, das fanden auch die Näherkommenden. Dementsprechend verzogen sie ihre Lippen zu einem häßlichen und wissenden Grinsen.

Auch die Typen in seinem Rücken gingen. Das hörte er, denn sie setzten ihre Schuhe bewußt hart auf. Tony schaute hastig über die Schulter zurück.

Mit ihren Schultern streiften die jungen Männer an den Wänden entlang. Ihre Gesichter sahen aus wie starre Flecken, obwohl sie sich bei den Schritten bewegten.

»Keine Chance, Tony, überhaupt keine. Du bist derjenige, mit dem wir andere abschrecken werden!«

»Ihr seid verrückt, ihr seid…«

»Hast du nicht den Eid geschworen, Tony?« Die Stimme besaß einen säuselnden Unterton.

Er nickte, obwohl er es gar nicht wollte. »Ja, verdammt, das habe ich. Aber…«

»Ein Aber gibt es bei uns nicht, Tony.« Der Sprecher schüttelte den Kopf und bewegte gleichzeitig seine rechte Hand.

Ein Zeichen!

Tony bekam es drastisch zu spüren. Sein Nacken schien zu explodieren, als ihn der Schlag zu Boden streckte. Er fiel auf den harten Stein, nahm den widerlichen Geruch auf, schmeckte altes Stroh zwischen seinen Lippen und dachte nur daran, sich nicht zu wehren, dann gingen sie vielleicht gnädiger mit ihm um.

Sie rollten ihn herum, damit er auf dem Rücken liegen konnte.

Waffen hielten sie nicht in den Händen, aber ihre Fäuste reichten völlig aus. Sie schlugen hart und gezielt. Tony streckte ihnen zwar die Hände als Abwehr entgegen, doch seine primitive Deckung wurde immer wieder von den Hieben zerbrochen.

Sie machten es gnadenlos. Tony wurde nickt bewußtlos, so weit ließen sie es nicht kommen, doch er verfiel in einen Zustand der Apathie, wurde absolut teilnahmslos. Sein Kopf und auch der Körper schienen auf das Dreifache angewachsen zu sein. Er konnte keine Stelle erkunden, die nicht schmerzte.

»Gut, nicht?«

»Es wird noch besser.«

»Meinst du, es schluckt ihn?«
»Es wird ihn zerteilen.«
Jemand lachte, dann spürte Tony Hände, die ihn in die Höhe, aber nicht auf die Beine zerrten. Er hatte die Worte vernommen, nur schaffte er es kaum, darüber nachzudenken. Im großen und ganzen wußte er Bescheid, es würde noch schlimm für ihn kommen. Und womit enden?
Er wollte nicht daran denken, aber durch den Schleier vor seinen Augen sah der Achtzehnjährige das Gesicht seiner Mutter Marga schimmern, die ihn immer vor der Bande gewarnt und sich sogar einmal selbst eingemischt hatte.
Das war vorbei, er hatte nicht auf seine Mutter gehört, der Ruf des Teufels und seiner höllischen Kreaturen war stärker gewesen.
Auch jetzt stemmte er sich nicht dagegen ab. Sie schleiften ihn durch den Gang, dann quietschte eine Tür, und Tony wußte Bescheid. Jetzt hatten sie den großen Stall betreten.
In die Wärme waren sie hineingegangen. Mindestens fünfzig Kerzen waren aufgebaut und ihre Dochte angezündet worden. Sie gaben das Licht und gleichzeitig die Hitze ab.
In zwei Hälften waren die Kerzen aufgebaut worden. Zwischen den Hälften befand sich ein breiter Gang, durch den sie den fast bewußtlosen Tony schleiften.
Später griffen sie zu viert zu und stellten ihn auf die Beine. Damit er nicht umfallen konnte, stützten sie ihn ab. In seinem Rücken spürte er einen Druck, der an den Schultern anfing und bis zum letzten Wirbel reichte.
Es war ihm nicht möglich, seinen Kopf ruhig zu halten. Erst dachte er, das breite Gesicht vor ihm würde von einer Seite zur anderen schaukeln, dann stellte er fest, daß er selbst es war, dessen Kopf mal nach rechts, dann wieder nach links pendelte.
»Gleich hast du es hinter dir, Tony, dann werden wir verschwinden, und du bleibst allein.«
Tony stöhnte auf, als ihn ein harter Ruck noch stärker an den hinter ihm stehenden Widerstand zerrte. Nun wußte er, was man mit ihm vorhatte, denn er sah auch die Stricke, die einer seiner ehemaligen Kumpane besorgt hatte.
Ein anderer zerrte Tonys Arme um den kantigen Pfosten herum und band ihm die Handgelenke zusammen. Der Typ mit dem großen, dicken Strick machte es anders. Er umschnürte den Gefangenen und rollte ihn schließlich ein wie einen Schinken. Vom Hals bis hin zu den Knöcheln umspannten ihn die Stricke, so daß es Tony nicht möglich war, sich zu rühren. Auch das Gesicht vor ihm verschwand jetzt. Es tauchte in den Hintergrund, als wäre es fortgezerrt worden.
Sein Kopf sank nach vorn, beinahe berührte das Kinn die Brust, da

spürte er die beiden Finger, die sich unter sein Kinn gelegt hatten und es anhoben.

»Gute Nacht, Tony. Schicke uns Grüße aus dem Reich der Toten, Kleiner. Ja, machst du das?«

Tonys Lippen waren aufgesprungen und bluteten. »Bitte… laßt mich doch frei …«

»Nein, Kleiner, nein. Du weißt, daß wir die Hölle nicht enttäuschen dürfen. Wenn wir dich ihr geben, ist sie bestimmt nicht enttäuscht. Sieh es locker, ganz locker, Tony. Alles andere erledigt sich wie von selbst. Wir tun doch nichts, gar nichts.«

»Ihr wollt mich töten, verflucht…«

»Nicht wir – es…« Der andere tätschelte noch einmal die Wange des jüngsten Mitgliedes und ging weg. Tony starrte auf seinen Rücken. Die Gestalt konnte er noch immer nicht deutlich erkennen.

An den Rändern verschwamm sie, aber das konnte auch am Schein der Kerzen liegen, der flackernd und warm den verdammten Stall erhellte.

Irgendwo schlug eine Tür. Dann sprangen Motoren an, heulten auf, das Geräusch wurde leiser – aus.

Tony Bedford war allein!

So jedenfalls sah es auf den ersten Blick hin aus. Doch er wußte, daß er nicht allein war, daß in der Nähe etwas Furchtbares lauerte.

Von seinen ehemaligen Kumpanen war es mit dem Wort Es umschrieben worden, denn einen Namen hatten sie dafür noch nicht gefunden. Es würde kommen, es würde durch die Gasse gehen und vom warmen Schein der Kerzen angestrahlt werden, bis es ihn erreichte.

Was dann geschah, daran wollte Tony nicht denken. Es trieb einen Kloß seinen Hals hoch, und er fing an zu würgen. Wie lange Zeit würde man ihm lassen?

Eine Minute oder zwei – vielleicht auch fünf. Jedenfalls war die Zeit zu kurz, um sich befreien zu können. Die Stricke saßen einfach zu fest, und Tony besaß auch nicht die Kraft, sie zu lösen. Es gab leider keine Zwischenräume, die er durch schlangengleiche Bewegungen erleichtern konnte, um Lücken zu finden.

Er war dem Tod geweiht…

Tony schaute gegen die Decke. Sie bestand aus dicken Holzbalken, und ebenso dick war der Balken, an den ihn seine ehemaligen Kumpane festgebunden hatten.

Zitternd bewegte er seine Lippen und brachte ein Wort heraus:

»Mutter…«

Sie kam ihn in den Sinn. Sie würde ihn nie verlassen, nicht wie sein Vater, der vor zwei Jahren einfach abgehauen war und den Rest der Familie allein gelassen hatte.

Jetzt war er noch einsamer, furchtbar einsam, angefüllt mit einer nie gekannten Angst.
Minuten der Angst – oder Stunden?
Allmählich konnte er besser sehen, sah die Umgebung nicht mehr so verschwommen, auch wenn der Kerzenschein die Konturen allmählich zerfließen ließ. Er machte die Umgebung weich, so wie in manchen erotischen Filmen fotografiert wurde.
Tony Bedford atmete heftig. Er saugte die widerlich riechende Luft nur durch den Mund ein und hatte das Gefühl, sie tief im Nacken zu schmecken.
Stallmief…
Da hörte er das Schaben. Ein leises Geräusch, doch er war hochempfindlich geworden, nahm alles besonders gut wahr, schaute nach vorn, in den Gang hinein zwischen den Kerzen und entdeckte, daß sich dort, wo er fast am Ende war, etwas bewegte.
Kleine Staubwolken quollen auf und verteilten sich so, daß sie zu beiden Seiten in die Flammen der Kerzen hineindrängten. Sie stammten von dort, wo sich der Boden bewegte, weil in der Tiefe etwas gegen einen bestimmten Ausschnitt drückte.
Es war eine Klappe, die in die Höhe gedrückt wurde. Tony wußte nicht genau, was sich darunter befand. Andere aus der Clique hatten stets vom Keller gesprochen und sich dabei wissend angeschaut.
Er hatte mal zufällig gehört, daß es dort sein Versteck haben sollte.
Ob es stimmte, würde er in den folgenden Sekunden erfahren, denn die Klappe bekam einen leichten Linksdrall und blieb neben der viereckigen Öffnung liegen.
Etwas Längliches schob sich hervor, eine Schnauze, vergleichbar mit der eines Schweines und trotzdem ein Gesicht.
Es war da, und *es* war ein Monstrum, eine furchtbare Mutation.
Tony Bedford fing an zu schreien…

***

Er hätte gern etwas anderes getan, nur war das nicht möglich, und so schrie er immer weiter. Daß ihn keiner hören konnte, kam Tony dabei nicht zu Bewußtsein, er hörte sein Schreien und wußte, daß er noch lebte. Wenn es verstummte, dann möglicherweise für immer und unter den scharfen Zähnen des Monsters.
Auch seine Kraft neigte sich dem Ende zu. Das Schreien verlor an Lautstärke, erstickte in einem Wimmern und Husten, wobei noch Tränen über seine Wangen rannen und er in das Flackerlicht der Kerzen schaute, die dicht über dem Stallboden ein zitterndes Meer bildete.
Dazwischen sah er das Monster. Es war eine Ausgeburt der Hölle.
Nichts konnte widerlicher sein als dieses furchtbare Wesen.

Gekrümmt wie ein sich duckender Panther und dennoch anders. Menschenähnliche Arme und Beine zweigten von seinem Körper ab. Sie waren mit messerscharfen Krallen versetzt. Das Gesicht bestand fast nur aus Maul. Sechs Zähne zählte Tony, drei oben, die anderen drei unten. Alle sechs scharf wie Rasiermesser. Darüber zwei vorstehende Löcher als Nase und böse, gelbe Augen. Zusätzlich besaß die Fratze noch Ähnlichkeit mit dem Kopf eines Schweines.

Der kompakt wirkende Körper schimmerte in zwei Farben, die ineinander übergingen. Ein etwas helleres Rot, das zum Buckel hin violett wurde. Dieser Rücken wiederum war mit kugelartigen Pusteln oder Geschwüren bedeckt, auf denen borstenartige Haare zitterten.

Widerlicher konnte eine Kreatur nicht aussehen. Es gab viele häßliche Tiere, das wußte auch Tony, aber die wenigsten handelten so wie das Monstrum vor ihm.

Es wollte killen!

Und es walzte näher. Das war kein Schleichen, kein Laufen, auch kein sich Voranschieben, ein satt und sicher wirkendes Walzen, denn die Beute würde nicht mehr entwischen können.

Das wußte auch Tony. Er verging fast vor Furcht. In seinem Innern spürte er den Druck, der ihn fast zu sprengen drohte. Er starrte das Monstrum mit flackerndem Blick an, die Unterlippe zitterte. Über sein Gesicht rann ein Schauer, die hochroten Wangen vibrierten ebenfalls.

Er hörte das Geräusch. Ein sattes, zufriedenes Schnauben oder Grunzen.

Tony hatte gewußt, daß diese Kreatur existierte. Nur war ihm nicht gesagt worden, wie sie entstanden und woher sie gekommen war. Irgendwo in der Tiefe hatte sie ihren Platz gehabt und gelauert.

Der Tod schob sich weiter vor. Unaufhörlich und mit einer mörderischen Zielstrebigkeit kam er voran. Tony konnte die Zeit abzählen, die ihm noch blieb.

Der letzte Strick endete dicht unter seinem Hals. So gelang es ihm wenigstens, den Kopf zu bewegen. Es gab eine Zeit, da wollte er nicht mehr auf das Monstrum schauen. Er starrte gegen die Seitenwand, während sich die Angst noch weiter aufbaute. Das mußte doch mal ein Ende haben, es konnte einfach nicht so weitergehen.

Vielleicht war auch alles nur ein Traum, aus dem er erwachte und sich in seinem kleinen Zimmer im Bett liegend wiederfand.

Nein, einen Traum erlebte er nicht, denn die Stricke drückten hart durch die Kleidung gegen seine Haut, als wollten sie dort hineinschneiden wie Messer.

Da er nicht mehr hinschauen wollte, hielt er die Augen geschlossen. Und dennoch spürte er, wie sich das Monstrum an ihn heranschob, denn der Geruch steigerte sich.

Ein widerlicher, abstoßender Gestank. Eine Mischung aus

Schwefelgas und altem Moder. So etwas konnte nur in der Hölle geboren sein, und die Kreatur strömte ihn aus.

Tony gehorchte einem inneren Zwang, als er die Augen öffnete. Er hatte es nicht gewollt, nur kam er gegen die andere Kraft nicht an und röchelte vor Furcht, denn er mußte erkennen, daß diese Kreatur ihn beinahe erreicht hatte.

Zudem hatte das Monster seine Haltung verändert. Es lag nicht mehr flach und hatte sich aufgerichtet.

Auf den starken Hinterbeinen stand es vor ihm. Er konnte direkt in das widerliche Gesicht starren, das sich in seiner Höhe befand.

Die Vorderpfoten waren ausgestreckt. Die gefährlichen Krallen näherten sich Tonys Gesicht.

Es war aus, vorbei, nichts mehr zu retten. Die Todesangst schnürte Tony die Kehle zu. Nicht einmal atmen konnte er. Mit seinem Leben hatte er abgeschlossen.

Da passierte dann das Unwahrscheinliche!

***

An der rechten Mauerseite schlug eine Tür auf. Sie prallte noch gegen die Wand, so heftig war sie bewegt worden. Bevor sie herumschwingen konnte, war der Schatten hindurchgehuscht und bewegte sich auch zwischen den Kerzen weiter, wobei er einige von ihnen umstieß, was ihn aber nicht weiter störte.

Er wollte sein Ziel erreichen, und das war dieses widerliche Höllengeschöpf.

Tony bekam nichts mit. Er sah nicht, daß sich die Kreatur vor ihm wegdrehte, um sich dem Angreifer stellen zu können.

Darauf hatte der Mann nur gewartet. Er hielt etwas in seiner Faust, das als langer, silberner und glänzender Gegenstand hervorragte, durch die Luft wischte, als er seinen Arm bewegte und die Klinge wuchtig in den Leib rammte.

Tief und dicht unter dem Maul verschwand die Waffe im Körper.

Den Griff hielt der Mann fest, trat mit dem rechten Fuß gegen den Körper. Das Monstrum rutschte nach hinten, die Klinge glitt wieder aus seinem Körper, dann prallte es zu Boden.

Es traf keinerlei Anstalten, sich abzustützen oder herumzuwälzen.

Schwer und rücklings breitete es sich aus, wobei aus der tiefen Wunde, die das Messer hinterlassen hatte, ein schwarzgrüner Strom hervorschoß: dämonisches Blut.

Der Mann mit dem Dolch beobachtete die Kreatur genau. Er war bereit, noch einmal anzugreifen und wieder sein Messer einzusetzen, das brauchte er nicht mehr. Dieser eine Stich hatte voll und ganz ausgereicht. Er war tief in den Körper hineingedrungen und hatte das dämonische Leben radikal zerstört. Die Lache vergrößerte sich.

Umgekippte, aber noch brennende Kerzenflammen leckten hinein und verloschen zischend. Die Pusteln auf dem Rücken des Untiers platzten auf und entließen dicke, tropfenartige Spritzer, die sich überall verteilten.

Dann knackte es unter der Haut. Knochen brachen, als hätte man sie zerrissen. Das gleiche geschah mit dem Gesicht, auch seine Züge verflossen.

Tony bekam nicht sehr viel vom Sterben der Kreatur mit, denn der Fremde nahm ihm den Großteil des Blicks. Doch der junge Mann begriff, daß die Gefahr vorbei und er gerettet worden war. Da war der Retter in der Not gekommen und hatte zugeschlagen, fast wie im Film.

Das Monster verging und löste sich auf innerhalb der schwarzen, leicht dampfenden Blutmasse.

Langsam drehte sich der Mann um. Den Dolch hielt er noch immer in der Hand.

Tony starrte auf die Klinge, an der noch die dunklen Blutreste der Kreatur klebten. Er sah das Lächeln auf dem Gesicht des Mannes und fühlte sich besser.

»Wer sind Sie, Mister?«

»Ich heiße John Sinclair!«

***

Tony Bedford starrte mich ungläubig an, als ich meinen Namen gesagt hatte. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein, das kann nicht sein. Das glaube ich nicht. Wie kommen Sie hier in diesen Stall?«

Ich hob die Schultern. »Wollen Sie das wirklich wissen?«

»Ja, ich…«

»Bedanken Sie sich bei Ihrer Mutter, Tony. Sie hat dafür gesorgt, und wir haben beide Glück gehabt. Sekunden später, und es wäre um Sie geschehen gewesen.«

»Ich… ich weiß«, hauchte er und sprach von seiner Mutter. »Sie also hat Ihnen doch Bescheid gesagt.«

»Seien Sie froh. Und meinen Namen hat sie ja schon einige Male erwähnt, oder?«

»Sie… sie hörte von Ihnen, Mister.«

»Okay, wir reden später über alles.« Ich kümmerte mich um die Fesseln des Tony Bedford. Mit dem Dolch, der auch die Kreatur zur Hölle geschickt hatte, trennte ich die Stricke durch. Sie waren hart gespannt worden und zersprangen mit surrendem Geräusch. Peitschend fielen sie zu den Seiten hin weg. Zum Schluß kümmerte ich mich um die Fesseln an den Handgelenken des jungen Mannes. Als ich sie durchtrennte, da kippte er plötzlich nach vorn.

Am Kragen hielt ich ihn fest. Er war geschwächt worden, aus eigener Kraft konnte er sich nicht auf den Beinen halten. Ich stützte ihn ab.

Wir standen im Schein der Kerzen, und ich hörte ihn weinen.
Jetzt erst folgte der Schock. Die Reaktion ließ ihn zittern und mit den Zähnen schlagen. Er schüttelte den Kopf, weinte, redete Worte, die ich nicht verstand und ließ sich von mir wegschleifen. Von einem normalen Gehen konnte da kaum gesprochen werden.
Ich wollte raus aus diesem alten Stall, nach draußen Luft schnappen und stieß die alte Tür mit dem Fuß auf.
Da hörte ich den Schrei.
Laut, irre, aber auch voller Freude. Mrs. Bedford hatte gerufen. Sie stand nicht weit entfernt zusammen mit Suko am Rover. Dahinter parkte der kleine Toyota der Bedfords, denn wir waren mit zwei Fahrzeugen den Rest der Strecke gefahren.
Die Frau rannte auf uns zu, und es gab kein Halten mehr für sie.
Sie riß ihren Sohn an sich, der diese Begrüßung völlig verstört über sich ergehen ließ, die Schwäche noch nicht überwunden hatte und seine Mutter fast umgerissen hätte.
»Mein Junge, mein Junge. Gott, Tony, was habe ich eine Angst um dich gehabt! Was habe ich gezittert und gebetet!«
Ich ließ die beiden in Ruhe und schaute statt dessen Suko entgegen, der bei Marga Bedford geblieben war, damit sie keinen Unsinn machte.
»Wie ist es gewesen?« fragte Suko.
»Soeben noch rechtzeitig.«
»Das weiß ich. Was hast du…?«
»Eine Kreatur der Hölle, Alter. Ich habe eine Kreatur der Hölle erledigt, ein Monstrum, das auf mich den Eindruck machte wie eine Mischung aus Schwein und Raubkatze.«
Er blickte mich mißtrauisch an, als wollte er mir kein Wort glauben. »Tatsächlich?«
»Ja.«
»Wollte das Monstrum den Jungen töten?«
»Seine angeblichen Freunde hatten ihn an einen Pfosten gebunden und zurückgelassen. Das Monstrum hätte ihn…« Ich hob die Schultern. »Na ja, du weißt schon.«
Suko schluckte. »Sicher, ich kann es mir vorstellen. Aber weißt du, wo es hergekommen ist?«
»Ich habe eine offene Luke entdeckt. Dort muß ein Weg in die Tiefe führen.«
»Gut. Was ist mit den Kumpanen, die Tony angebunden haben?«
»Verschwunden. Sie sind weg. Geflüchtet, haben das Weite gesucht. Denen war die Sache zu suspekt.«
»Sie hätten ihn indirekt ermordet.«
»Ich weiß, Suko, ich weiß. Hoffentlich weiß das auch Tony und nicht nur seine Mutter.«

Wir kannten sie inzwischen etwas besser. Die Frau hatte schon einige Male beim Yard angerufen und darum gebeten, daß sich jemand um ihren Sohn kümmerte. Da wir durch einen Fall in Wien nicht zu erreichen gewesen waren, hatten wir später von den Anrufen erfahren und dann auch selbst mit Marga Bedford gesprochen.

Mir war sofort der Klang ihrer Stimme aufgefallen. Ich hatte aus ihm herausgehört, daß sie es ernst meinte, demnach war ihr Sohn in großer Gefahr. Zum Glück hatte Marga Bedford gewußt, wo sich Tony und seine angeblichen Freunde in den Nächten trafen, auf einem verlassenen Gehöft außerhalb der Millionenstadt London.

Seine angeblichen Freunde hatten wir nicht mehr zu fassen bekommen, dafür ihn vor einem fürchterlichen Tod bewahrt.

Mutter und Sohn kamen auf uns zu. Marga mußte ihren Sohn noch immer stützen. Auch sie weinte und putzte sich die Nase, damit sie reden konnte. »Ich… ich weiß nicht, wie wir Ihnen danken sollen, Mr. Sinclair. Ich kann …« Sie schüttelte den Kopf und sprach nicht mehr weiter. Schlimmes hatte die Frau durchgemacht. Sie hing an Tony, denn ihr Mann hatte seine Familie verlassen. Immer wieder hatte sie auf ihn eingeredet, von diesen falschen Freunden zu lassen, sie hatte recht gehabt, doch Tony hatte nicht auf sie hören wollen.

»Es ist vorbei, Mrs. Bedford«, sagte ich leise. »Beruhigen Sie sich.«

Sie hatte mich verstanden. Aus der Tasche zog sie ein zerknülltes Tuch hervor, wischte sich die neuen Tränen aus den Augen und reichte das Tuch an ihren Sohn weiter und strich das graue Haar mit den beiden blonden Strähnen zurück.

»Ich hatte wohl recht, nicht?«

»Das hatten Sie, Mrs. Bedford. Ich kam im letzten Augenblick und konnte Ihren Sohn vor einem fürchterlichen Schicksal bewahren. Wir werden uns in aller Ruhe unterhalten müssen, vor allen Dingen darüber, was die Clique Ihres Sohnes angeht.«

»Clique, sagen Sie?« Die Frau lachte scharf auf. »Das war keine Clique, wie man sie bei jungen Leuten findet. Das war schon eine Sekte, wenn Sie verstehen, Mr. Sinclair.« Sie sprach jetzt schnell und erregt. »Ich weiß selbst nicht, wie so etwas möglich ist. Vielleicht liegt es am Elternhaus, an der Gesellschaft, aber junge Menschen sind für das Gedankengut dieser Sekten so erschreckend empfänglich.«

»Wobei Sie davon ausgehen müssen, Mrs. Bedford, daß man Ihren Sohn nicht mehr zu den sehr jungen Menschen oder den Halbwüchsigen zählen kann. Er ist schon erwachsen, und seine Freunde sind es auch.«

»Freunde?« rief sie laut. »Was sind denn das für Freunde, die jemand umbringen wollen?« Sie drehte den Kopf, um von Tony einen Kommentar zu hören, der aber gab keine Antwort. Er lehnte am Wagen der Bedfords und sah aus, als würde er jeden Augenblick

zusammenbrechen. Von den Schlägen und der harten Fesselung hatte er sich noch immer nicht erholt.

Marga Bedford hatte leider wahre Worte gesprochen. Auch wir mußten uns mit dem Sektenunwesen beschäftigen, denn es gab einfach zu viele Jugendliche, die darauf hereinfielen. Sie sahen keine Perspektive mehr, und wenn in ein Leben Leere eingetreten ist, dann wird schon ein idealer Nährboden für diese Gruppen vorbereitet.

Viele Mitglieder trugen psychische Störungen davon. Auch Tony würde es schwer haben, die Zeiten zu überwinden, die hinter ihm lagen, aber er mußte uns auch helfen. Was ich erlebt hatte, war kein Spaß. Diese Kreatur war echt gewesen, ich hatte es mit eigenen Augen gesehen und sie auch getötet.

Es mußte der Gruppe gelungen sein, einen Draht zur Hölle oder zu irgendwelchen anderen Dämonen zu finden, und so etwas mußte gestoppt werden, sonst konnte es zu einer Katastrophe kommen.

»Sie… sie haben mich geschlagen«, hörten wir ihn sprechen. »Sie haben einfach auf mich eingeschlagen, und ich konnte nichts tun. Es … es war furchtbar.«

»Gehen Sie zu Ihrem Sohn, Mrs. Bedford, und bleiben Sie bitte bei ihm. Reden Sie mit ihm.«

»Sie nicht?«

Ich lächelte. »Nein, noch nicht. Ich finde, daß wir morgen miteinander sprechen sollten. Sie kennen die Namen seiner angeblichen Freunde, die laufen uns nicht weg.«

»Das stimmt.«

Ich blieb an ihrer Seite und fragte den jungen Mann: »Brauchen Sie einen Arzt?«

Tony hob den Kopf. »Weiß nicht. Sie haben mich geprügelt, schlugen mit den Fäusten zu.«

»Ist etwas gebrochen…?«

»Nein, nur blaue Flecken, glaube ich.«

Ich erklärte ihm, welchen Vorschlag ich seiner Mutter gemacht hatte und daß wir am anderen Tag miteinander sprechen wollten.

»Dann aber brauchen wir Informationen, Tony. Sind Sie bereit, uns diese zu geben?«

»Ja, wenn ich kann.«

»Das können Sie ganz sicher. Und wie ist es mit Ihnen, Mrs. Bedford? Trauen Sie sich zu, die Strecke zurück nach London zu fahren?«

»Ich fuhr auch her.«

»Richtig. Da war jedoch mein Kollege bei Ihnen.«

Sie nickte. »Doch, doch, das werde ich schon schaffen. Ja, das klappt bestimmt.«

»Dann sehen wir uns morgen.«

Wir verabschiedeten uns von beiden. Die Frau bedankte sich noch

einmal, um danach die Frage zu stellen, weshalb wir denn noch bleiben wollten.

»Ganz einfach, Mrs. Bedford. Wir möchten uns hier ein wenig umschauen, das ist alles.«

»Finden Sie denn was?«

»Vielleicht.«

Sie schaute noch einmal auf den Stall und bekam dabei eine Gänsehaut. Dann drehte sie sich um und ging zusammen mit Tony davon. Sie half ihm beim Einsteigen, startete, wendete und fuhr davon.

Suko stand neben mir.

»Das war hart, Tony. Und im letzten Augenblick.«

»Ja.«

»Vier Leute«, sagte er. »Vier Typen, die angeblich Tonys Freunde gewesen sind. Wir haben keinen gesehen, als wir herkamen. Sie müssen einen anderen Weg genommen haben.«

»Die werden sich auch hüten, sich zu zeigen.«

»Und dieses Monster? Sah es wirklich so aus, wie du es beschrieben hast?«

»Leider.«

»Hast du denn eine Ahnung, wie es entstanden sein kann? Hast du dir darüber Gedanken gemacht?«

»Schon, aber ich bin leider zu keiner anständigen Lösung gekommen. Da liegt noch einiges im argen, um das wir uns kümmern müssen. Ich habe auch den offenen Zugang zum Keller gesehen. Ihn sollten wir näher unter die Lupe nehmen.«

»Auf den Stall bin ich gespannt«, sagte Suko.

»Das kannst du auch, mein Freund.«

Der Inspektor staunte nicht schlecht, als er die zahlreichen aufgereihten Kerzen sah. »Das darf doch nicht wahr sein. Es ist ja wie bei einer dämonischen Feier.«

»Nichts anderes ist es auch gewesen, Suko. Sie haben eine Feier abhalten wollen, die mit dem Tod des Tony Bedford enden sollte.«

»Weshalb taten sie das?«

»Darüber müßten wir mit Tony reden.«

»Vielleicht sahen sie in ihm einen Verräter oder wollten dem Teufel einen Gefallen erweisen.«

»Möglich ist alles.«

Suko blieb neben der schwarzen Lache stehen. »Das Blut des Monsters«, murmelte er. »Fast eingetrocknet, nichts mehr zu sehen.«

Er wedelte sich mit der Hand Luft zu. »Es stinkt wie alte Leichen, die noch immer verwesen. Kommt dir da nicht ein Gedanke, John?«

»Ghouls?«

»Genau. Das Monster kann ein Ghoul gewesen sein. Nur eben in einer

äußerlich anderen Form.«
Er wartete auf meine Antwort, die ich zunächst nicht gab, denn Ghouls gehörten zu den Wesen, die ich mit am meisten haßte. Sie ernährten sich von Toten, sie waren die Aasgeier im Reich der Dämonen und wurden selbst dort gemieden.
»Habe ich recht?«
»Ich kann es dir nicht sagen, Suko, schließe es allerdings nicht aus. Ich habe mit dem Dolch zugestoßen, als die Kreatur den Gefesselten angreifen wollte. Sie zerschmolz tatsächlich, und dies wiederum hatte in der Tat etwas Ghoulähnliches an sich.«
»Dann laß uns mal den Keller genauer unter die Lupe nehmen«, sagte mein Freund und zog die Beretta.
Wenn noch ein weiteres Monster oder ein Ghoul erschienen, würde Suko schießen, und es reichte eine geweihte Silberkugel aus, um die Kreatur zu vernichten.
Im Schein der Kerzen näherten wir uns der Luke und mußten achtgeben, daß unsere Hosenbeine nicht anfingen zu brennen. Die Flammen strahlten eine fast widerliche Hitze aus, die mir auf die Nerven ging. Viel brennen konnte auf dem Boden nicht, weil es dort nichts gab, was in Flammen aufgehen würde. Der Schein glitt über die Lukenöffnung hinweg. Suko hatte seine Lampe hervorgeholt und leuchtete in das Rechteck hinein.
»Keine Treppe, aber es ist auch nicht tief.«
»Dann spring mal.«
»Okay.« Suko setzte sich auf den Rand und ließ sich in die Tiefe fallen. Ich gab ihm Rückendeckung, nicht nur optisch, auch mit der Beretta, die ich gezogen hatte.
Suko ließ sich fallen. Ich hörte den dumpfen Aufprall. Der Lampenstrahl glitt an ihm vorbei. Im Kegel sah ich etwas Glänzendes, als würden Pfützen auf dem Boden liegen.
Er bewegte sich nicht vor, sondern schritt einen Kreis, und ich hörte, wie er schnüffelte.
»Was hast du?«
»Es riecht nach Ghoul, John. Wie wir es angenommen haben. Ich glaube, daß es sich bei diesem Monster sogar um eine verdammte Ghoul-Mutation handelt.«
»Du hast es doch gar nicht gesehen.«
»Trotzdem.« Suko bückte sich und strahlte nach vorn. »Da geht es nicht weiter«, sagte er.
»Also scheint das Monster in dem Verlies gehockt zu haben.«
»Sieht so aus.« Suko versuchte es trotzdem. Er klopfte die Wände ab, ohne ein hohl klingendes Geräusch zu vernehmen. Die Wände des Verlieses waren kompakt.
»Komm hoch, es hat keinen Sinn.«

Er kletterte aus der Luke, grinste mich an, deutete auf die Kerzen und sagte: »Der letzte macht das Licht aus, wie?«

»Willst du sie auspusten?«

»Eigentlich nicht, Alter.«

»Dann laß sie brennen.« Das wollten wir auch nicht. So traten wir die Flammen aus und bewegten uns zwischen den stinkenden Rauchschwaden in Richtung Ausgang, nur begleitet von den Strahlen der kleinen Lampen. Leer lag der Hof in der Dunkelheit, nur der Rover stand noch an seinem Platz. »War es richtig, daß wir erst morgen früh mit Tony uns näher unterhalten werden?« fragte Suko.

Ich zuckte mit den Schultern. »Er stand unter Schock. Wir müssen ihm die Ruhepause gönnen.«

»Was ist mit seiner Mutter? Du hast dich doch länger mit ihr unterhalten als ich.«

»Nun ja, was soll sein? Nichts ist mit ihr. Sie weiß nicht direkt Bescheid.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Sie kennt die Namen der Mitglieder nicht, der angeblichen Freunde ihres Sohnes.«

»Hat sie Angst?«

»Das glaube ich nicht. Diese Frau besitzt Courage. Sie will Tony nicht auch noch verlieren. Der Verlust ihres Mannes hat ihr voll und ganz gereicht. Deshalb ist sie ja so hinter ihm her, damit er nicht auf Abwege gerät.«

»Könnte das nicht zu einem Bumerang werden?«

»Ich bin kein Psychologe. Allerdings glaube ich nicht, daß sie ihn nur bemuttern will.« Ich blickte auf die Uhr. »Noch zwei Stunden bis Mitternacht. Um diese Zeit möchte ich im Bett liegen. Zuvor werde ich noch bei den Bedfords anrufen und mich erkundigen, ob alles in Ordnung ist!«

»Das wollte ich gerade vorschlagen.«

Wir stiegen in den Rover. Suko setzte sich rasch auf den Beifahrersitz. Er fuhr diesen Wagen nicht so gern wie seinen BMW.

Ich schnallte mich an, startete und schaltete die Scheinwerfer ein.

Die beiden Strahlen schnitten eine helle Insel in die nächtliche Finsternis und glitten über das freie Gelände vor dem verlassenen Bauernhof. Niemand sorgte für eine gärtnerische Ordnung, so konnte das Unkraut wuchern.

Der Hof lag von der normalen Straße etwa 100 Yards entfernt. Wir mußten über einen schmalen Feldweg fahren, der erst im letzten Drittel mit Schottersteinen belegt war. Wenig später rollten die vier Reifen über glatten Asphalt.

Ich erhöhte das Tempo. Die Gegend war einsam. Hierher verirrte sich in der Nacht kaum ein Autofahrer, vielleicht mal ein Liebespaar, das

war auch alles.

Suko hatte das Radio eingeschaltet. Sanfte Musik umschmeichelte uns. Melodien, die einem Menschen das Bett schmackhaft machen konnten. Wir aber waren zu aufgedreht, um darüber nachzudenken.

Suko schüttelte einige Male den Kopf. »Ich weiß nicht, John, ich weiß es wirklich nicht, aber dieser verdammte Ghoul oder das Ghoulmonster liegt mir im Magen wie ein Kloß.«

»Mir auch.«

»Und wie viele dieser Kreaturen laufen noch durch die Gegend? Weißt du darauf eine Antwort?«

»Nein.«

»Rechnest du denn mit weiteren Überfällen?«

»Bestimmt.«

»Was bist du so einsilbig? Irgend etwas stört dich doch – oder?«

»Im Moment nicht. Ich bin einfach nur müde und froh, wenn ich ins Bett komme. Das Wetter geht mir auf die Nerven. Mann, ich sehne mich fast nach dem Londoner Nebel und der Feuchtigkeit. Die Hitze schlägt mir langsam auf die Kondition.«

Es war in der Tat unnatürlich warm. Die Temperaturen bewegten sich auf die 30-Grad-Grenze zu, und das Mitte September, wo man sich schon auf den Herbst einstellt. Jedenfalls wenn es nach den Modeschöpfern ging.

Auch in der Nacht gab es kaum Kühlung. Unaufhörlich brachte der Südwind warme Luft mit.

Vor uns lag der Moloch London. Noch nicht zu sehen, aber zu ahnen, denn dort, wo sich die Stadt ausbreitete, huschte der Widerschein einer gewaltigen Lichtaura über den Himmel.

Vororte oder kleine Dörfer passierten wir nicht. Sie lagen rechts der Straße und mindestens zwei Meilen entfernt. Dafür erschien hin und wieder ein einsam stehendes Gehöft, das wie ein Schutzbunker aus den flachen Feldern hervorragte.

Es kam uns schon wie ein kleines Wunder vor, daß an der linken Seite der Straße, ziemlich weit zurückliegend, Licht schimmerte.

Dort stand ein Haus, in dem jemand lebte, der wohl noch nicht zu Bett gegangen war.

Plötzlich passierte es.

Ich wollte es erst nicht glauben, auch Suko schüttelte den Kopf, aber unser Rover fuhr nicht mehr schneller. Er holperte voran, als müßte er ständig Hindernisse überwinden.

»He, was ist das?«

»Keine Ahnung.«

»Spielt deine alte Karre verrückt?«

»Nein, Suko, nicht der Wagen. Ich habe einen Fehler gemacht. Das Benzin, weißt du…?«

»Aaaahhhh…« Suko stöhnte auf und schlug die Hände vor sein Gesicht. »Das darf doch nicht wahr sein. Sag nur nicht, daß der verdammte Tank leer ist.«

»Doch.«

»Shit. Und das in dieser verfluchten Einöde.«

»Man kann es sich leider nicht aussuchen.« Ich ärgerte mich wahnsinnig. Die Tankanzeige mußte defekt sein, sonst hätte ich doch etwas bemerkt. So aber rollten wir dahin, wurden immer langsamer und blieben stehen, nachdem ich den Rover noch an den linken Straßenrand gelenkt hatte.

»Aussteigen«, sagte ich.

Suko warf mir einen Blick zu, der mehr sagte als tausend Worte.

Aus ihm sprach die reine Verachtung. Ich löschte die Scheinwerfer und verließ nach meinem Freund den Wagen.

»So«, sagte er, »draußen stehen wir. Jetzt möchte ich nur erfahren, was wir deiner Meinung nach unternehmen sollen. Wie wäre es denn, wenn wir per Anhalter fahren?«

»Gute Idee.« Ich nickte. »Im Morgengrauen wird sicherlich ein Bauer vorbeikommen und uns auf seinem Heuwagen mitnehmen.«

»Darauf möchte ich eigentlich verzichten.«

»Hast du einen anderen Vorschlag?«

»Nicht direkt, John. Wenn du gut zu Fuß bist, werden wir wohl bald eine Tankstelle oder Telefonzelle erreicht haben. Wir können beim Yard anrufen, daß die uns einen Wagen vorbeischicken…«

»Und sich die Kollegen einen Ast über uns lachen.«

»Ist das meine Schuld?«

»Meine auch nicht. Es war die verdammte Technik, die versagt hat. Ich sag dir was, Suko. Demnächst werde ich auch bei einem Preisausschreiben mitmachen und einen BMW gewinnen.«

»Dann üb schon mal. Ich habe gestern von einem gelesen, da kannst du als ersten Preis eine Wanne Pudding gewinnen.«

Wir lachten beide und schüttelten die Köpfe. So etwas war uns auch noch nicht passiert. Uns war ganz einfach der Sprit ausgegangen.

Suko tröstete mich. »Dir fehlt eben noch einiges zu einem richtigen James Bond.«

»Gute Idee, Freund. Was hätte James in dieser Lage getan?«

»Nun ja, wie ich ihn kenne, hätte er seine Krawatte zurechtgezupft, sich einen trockenen Martini gegönnt und…«

»Das war zu Roger Moores Zeiten. Der neue Bond hätte sich auf die Socken gemacht, sogar leicht lädiert. Und das werden wir jetzt auch tun, mein Lieber.«

»Einer reicht doch. Ich bleibe im Wagen sitzen, damit man ihn nicht stiehlt.«

Ich zeigte nach links. »Siehst du das Licht dort?«

»Bin ja nicht blind.«
»Wo Licht ist, sind auch Menschen, mein Freund. Vielleicht können wir uns dort ein paar Liter Sprit besorgen.«
»Gute Idee«, lobte Suko.
»Also doch Bond?«
»Fast, John, nur fast.« Er schlug mir auf die Schulter und schlug sich als erster in das Gelände, um das Haus auf dem direkten Weg zu erreichen…

***

In der Dunkelheit können Entfernungen täuschen, das merkten wir wieder am eigenen Leibe. Das Licht, das von der Straße her relativ nahe ausgesehen hatte, schien kaum näher zu kommen. Es blieb in der Finsternis wie eine helle Oase und ein gleichzeitiges Fanal der Hoffnung.
Wir wühlten uns durch das Gelände, drückten Sträucher zur Seite, gaben acht auf Dornen und walzten kniehohes Gras nieder, bis wir plötzlich einen schmalen Weg erreichten, der sich in zahlreichen Kurven unserem eigentlichen Ziel entgegenwand.
Sehr groß war das Haus nicht. Im ersten Stock schienen die Zimmer schon schräge Wände zu haben. Das Haus lag auf einem Hügel.
Bei klarem Wetter besaßen die Bewohner sicherlich einen wunderbaren Blick bis rüber nach London.
»Hast du was?« fragte Suko, weil ich stehengeblieben war.
»Im Prinzip nicht.«
»Aber?«
Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Mir ist plötzlich eine Idee durch den Kopf geschossen.«
»Welche denn?«
»Stell dir mal vor, die Typen, die Tony haben umbringen wollen, stecken zwischen diesen Wänden.«
»Das wäre in der Tat ein Ding, aber ich habe keinen Umriß hinter den erleuchteten Fenstern gesehen.«
»Ich auch nicht.«
»Komm weiter, um so früher sind wir zurück.«
Der Rest war einfach. Auf dem Weg entdeckten wir eingefahrene Reifenspuren. Schon ein Indiz dafür, daß die Bewohner des Hauses motorisiert waren.
Einmal sahen wir auch den Umriß eines Menschen. Für wenige Sekunden Dauer hob er sich klar und scharf hinter dem erleuchteten Rechteck ab. »Das ist eine Frau«, sagte Suko.
»Wie wahr. Und?«
»Nichts und. Wenn sie allein sein sollte, wird sie uns wohl kaum öffnen.«

»Dir nicht, mir schon.«
»Angeber.«
Sukos Stimme erreichte mich kaum, denn ich hatte bereits den plattierten Weg betreten, der zum Grundstück führte, das allerdings nicht durch einen Zaun umfriedet war. Da ging das normale Gelände direkt in den Vorgarten über.
Wir konnten zwar auf das Haus sehen, umgekehrt war es schwerer, die Dunkelheit schützte uns.
Eine Haustür, grün gestrichen. Man roch noch die Farbe. Die Klingel sahen wir auch. Der Knopf verschwand fast in der Mauer. Die Stufen vor der Tür waren abgetreten.
»Mach schon«, drängte Suko, der hinter mir stand. Wir rochen beide nach Stall, auf dem Weg hierher hatten wir geschwitzt, ich wischte mir über die Stirn.
Dann schellte ich.
Die Frau hatte sich im Erdgeschoß bewegt, eigentlich hätte sie schnell öffnen müssen, sie ließ sich Zeit. Die Tür isolierte auch, ich vernahm ihre Schritte nicht.
Ein Knarren, als würde Farbe oder Lack abknistern. Zwischen dem Türrahmen und der Fassung entstand ein schmaler Spalt, in dem ein Gesicht erschien. Ziemlich blaß, fast mit einer grünlichen Haut, was auch am Licht liegen konnte, das gegen die Tür fiel. Dunkle Haare, sehr schwarze, schöne Augen, ein Gesicht, das nicht perfekt war, aber eine gewisse Faszination ausstrahlte.
»Ja bitte?«
Ich setzte mein bestes Lächeln auf. »Sie werden die Störung entschuldigen, Madam, aber wir haben ein Problem. Vielleicht können Sie uns dabei helfen.«
»Nein, glaube ich nicht.«
Sie wollte die Tür wieder zurammen. Ich war jedoch mit meinem Fuß schneller. »Bitte, Madam, einen Moment noch.«
»Gehen Sie!«
Ich hatte meinen Ausweis hervorgeholt und reichte ihr die Hülle.
»Bitte, lesen Sie!«
»Was soll das?«
»Lesen Sie, Madam.«
Sie schaute mich an. Noch immer lagen Teile ihres Gesichts im Schatten. Doch ihre Haltung hatte sich entspannt. Sie faßte mit spitzen Fingern zu, hielt das Dokument gegen das Flurlicht und buchstabierte wie ein kleines Kind aus dem zweiten Schuljahr.
»Nun?«
Langsam sank ihre Hand nach unten. Der Ausweis knickte dabei weg, fiel mir förmlich auf den Handteller. »Okay?« fragte ich.
Der violett lackierte Fingernagel wies an mir vorbei. Sie hatte den

Zeigefinger ausgestreckt. »Was ist mit ihm?«

»Inspektor Suko ist ein Kollege. Ich heiße John Sinclair, wie Sie gelesen haben.«

»Klar, stimmt.«

»Lassen Sie uns jetzt ins Haus?«

Ihre Lippen bewegten sich und deuteten ein Lächeln an. »Welchen Grund haben Sie denn?«

»Uns ist das Benzin ausgegangen.«

Da fing sie an zu lachen. Wir ließen ihr einige Zeit, bis Suko in das Lachen hineinfragte: »Was ist daran so komisch?«

Sie hörte auf, die Stille kam mir schon bedrückend vor. »Alles ist daran komisch. Es gibt ja viele Tricks, um zu mir zu kommen, den habe ich noch nie gehört.«

»Weil es der Wahrheit entspricht. Wir sind tatsächlich stehengeblieben, Madam.«

Sie musterte mich von den Haaren bis zu den Zehenspitzen.

»Okay, kommen Sie rein.«

»Wir werden Sie auch nicht lange aufhalten«, sagte ich und schob die Tür weiter auf.

»Ist doch egal.«

In dem Flur blieben wir stehen. Er war relativ schmal und auch nicht lang. Sie schien die Farbe Grün zu lieben, denn die Wände zeigten ebenfalls diesen Ton. Die Bilder fielen aus dem Rahmen. Fotografien nackter Menschen, zumeist eingehüllt in regelrechte Wolken aus Licht und Schatten. Auch die Kleidung der Frau fiel auf. Sie ließ auf einen bestimmten Beruf hin schließen.

Dunkle Nylons machten zwei lange, schlanke Beine so attraktiv, daß ich in Versuchung geriet, darüber zu streichen. An den Oberschenkeln hörten die Strümpfe auf. Gehalten wurden sie von Strapsen, die mit einem schwarzen Bodystock verbunden waren. Das Kleidungsstück wurde zur Brust hin durchsichtiger.

Schwarz war auch ihr Haar. Dicht umrahmte es ihren Kopf, fiel in den Nacken. Die Haut ihrer Schultern war glatt und makellos. Sie gehörte zweifelsohne zu den Frauen, bei denen Männer nicht nein sagten.

Ihr Gesicht besaß etwas Katzenhaftes und einen gleichzeitig naiven Ausdruck. Ein kleines, dunkelhaariges Luder.

»Okay, Polizist, Sie schauen mich beide an. Klickt es in Ihrem Kopf? Denken Sie über meinen Job nach?«

»Müssen wir da lange nachdenken?«

»Nein, ich bin eine gute Adresse, wie man unter gewissen Herren zu sagen pflegt. Sogar eine derart gute Adresse, daß ich mir hier ein Haus bauen konnte. Man kann mich mieten, man kann mich anrufen. Ich bin ein Callgirl. Alles klar?«

»Wie heißen Sie denn?«
»Lydia Farell.« Sie strich durch ihr Haar. »Ist Ihnen mein Name schon untergekommen?«
»Noch nie.«
»Dann gehören Sie nicht zu den Chefs.«
»Wie meinen Sie das?« fragte Suko.
»Ich kenne auch einige hohe Beamte bei der Polizei und den Rechtsvertretern.«
»Privat?«
»Kann man so sagen.«
»Ihr Problem und das der Beamten«, sagte ich. »Wir haben ein anderes. Einen leeren Tank.«
Sie lehnte sich gegen die Wand und verschränkte die Arme vor der Brust. Erst jetzt fiel mir auf, daß sie auch hochhackige, schwarze Schuhe trug. »Zunächst habe ich es für einen Witz gehalten, aber Sie scheinen tatsächlich nur Benzin zu wollen.«
»Deshalb sind wir hier. Haben Sie welches übrig?«
»In der Garage, glaube ich. Dort steht immer ein Kanister mit Sprit. Schon seit meinem Einzug. Wenn das Zeug nicht verdunstet ist, können Sie sich damit eindecken. Aber etwas anderes: Wollen wir nicht einen Drink zusammen nehmen?«
»Es ist spät.«
Sie winkte ab. »Ich gehöre zu den Faltern der Nacht.« Dann lachte sie und öffnete eine Tür. »Kommen Sie, wer so weit gelaufen ist wie Sie, kann einen Schluck vertragen.«
Der Wohnraum war modern eingerichtet. Die beiden Fenster boten einen Blick in den Vorgarten. Mir fiel die große Bar auf, die schwarz zwischen der grünen Velourscouch stand. Der TV-Apparat lief ohne Ton. Mehrere Lampen verstreuten ihr Licht und füllten das Zimmer.
»Nett haben Sie es hier«, sagte Suko.
»Sieht nicht aus wie eine Nuttenwohnung, wie?«
»Das habe ich damit nicht gemeint.«
»Nehmen Sie Platz. Was kann ich Ihnen anbieten?«
Ich zog meine Jacke aus und entschied mich für etwas Alkoholfreies. Lydia war enttäuscht. »Auch keinen kleinen Schluck Whisky oder ein Glas Champagner? Ein Großimporteur schenkte sie mir einmal als Zusatzhonorar. Ich trinke auch ein Glas.«
Ergeben nickte ich, denn wir brauchten die Frau schließlich noch, um an unser Benzin zu gelangen.
»Wunderbar«, freute sie sich. »So entdeckt man wenigstens menschliche Züge an Ihnen.« Sie dachte nicht daran, sich etwas überzuziehen und bewegte sich sehr offen und locker.
Das Edelgesöff hatte in der Kühlbox gestanden. Dementsprechend kalt war es.

Sie reichte uns die beschlagenen Gläser, ließ sich auf der Couch nieder, hob die Beine und winkelte sie an. »Na dann cheers, auf unsere außergewöhnliche Bekanntschaft.«

Wir tranken. Das Zeug tat mir gut. Ich mußte mir eingestehen, daß der Marsch nicht nur Schweiß gekostet hatte, ich war auch durstig geworden.

»Okay?« fragte sie.

»Sehr gut.«

»Was sagen Sie, Inspektor?«

»Ja, ich bin zufrieden.«

Innerlich grinste ich, denn Suko war Champagner einfach zuwider. Jeder hatte eben einen anderen Geschmack.

Lydia zündete sich eine Zigarette an. Dabei stellte ich fest, daß ihre Finger leicht zitterten. »Sind Sie eigentlich dienstlich unterwegs gewesen?« fragte sie nach den ersten Rauchwolken.

»Ja.«

»Und wo?«

»In der Nähe.«

Sie lächelte, rauchte wieder. Hinter der Wolke verschwamm ihr Gesicht. »Sie wollen es mir nicht sagen, nicht wahr?«

»Wäre Ihnen damit geholfen?« erkundigte sich Suko.

Lydia Farell wedelte Rauch zur Seite, um freie Sicht zu bekommen. »Möglicherweise ja.« Sie stäubte Asche, bevor sie nickte. »Ja, damit wäre mir geholfen.«

»Aus welch einem Grund?« fragte ich.

Die Antwort erfolgte spontan, und sie war ehrlich gemeint. »Weil ich Angst habe, Freunde, so eine verdammte Angst!«

Wir saßen da, rührten uns nicht und schauten uns nur betroffen an.

Dazwischen klang ihr Lachen. »Glauben Sie mir nicht, daß ich hier mit der Angst im Nacken sitze?«

Ich räusperte mich. »Es fällt uns zumindest schwer, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Nutten haben keinen Schiß, wie?«

»Hören Sie auf, Lydia.« Ich wischte mit der Hand durch die Luft.

»Weshalb haben Sie Angst? Wovor haben Sie Angst? Fürchten Sie sich, weil Ihr Haus ziemlich einsam steht?«

Sie drückte die Zigarette aus und lehnte sich schräg zurück. Dabei trank sie ihr Glas leer. Mit ruhiger Stimme stellte sie die nächste Frage. »Können Sie sich eigentlich vorstellen, daß man vor Mächten Angst hat, an die viele Menschen nicht glauben? Die sie einfach ignorieren, als wären sie gar nicht vorhanden?«

»Das können wir«, sagte Suko.

Die Augen der Frau blitzten. Hektisch bewegte sie sich und streckte meinem Freund ihren Zeigefinger entgegen. »Nein, das können Sie

nicht als Polizisten. Sie denken rational, aber Angst oder die Gründe der Angst sind etwas Irrationales.«

»Kann hinkommen. Aber wie war das mit der anderen Welt?« hakte Suko noch einmal nach.

Sie legte ihre Stirn in Falten. »Ganz einfach. Es gibt unsere Welt, und es gibt die Welten dahinter. Sie sind getrennt, aber manchmal, da stoßen sie zusammen oder überlappen sich. Dann kommt es zu lautlosen Explosionen, da ist die Angst dann da. Sie… sie jagt wie Dolche in unsere Körper. Auch ich spüre das.«

»Können Sie da nicht konkreter werden?«

Lydia Farell ballte die Hände zu Fäusten. »Sie sind Polizisten und einiges gewohnt, wie?«

Beide stimmten wir zu.

»Dann möchte ich Ihnen etwas zeigen, meine Herren. Aber nur, falls Sie starke Nerven haben.«

»Wir bemühen uns.«

Lydia stand auf. Sehr rasch ging sie zur Tür, blieb dort stehen und wartete, bis wir sie erreicht hatten. In das Schlafzimmer gingen wir nicht und passierten auch die nach oben führende Holztreppe. Die Frau zog eine schmale Tür auf und machte Licht.

Zu dritt standen wir in einer aufgeräumten Küche. Auch hier war nichts Außergewöhnliches zu sehen. Eine zweite Tür neben einem Regal mußte erst aufgeschlossen werden.

»Wo führt der Weg hin?« fragte ich.

»In den Keller.«

»Gut.«

Lydia schaute mich seltsam an, bevor sie als erste die schmale Steintreppe hinabschritt. Der Keller war nicht groß. Ich wunderte mich überhaupt, daß dieses Haus einen Keller besaß. Die meisten wurden ohne gebaut. Die Lage hatte dies wohl zugelassen.

In zwei Regalen lagerten Weinflaschen. Auch der Nachschub an Champagner blieb uns nicht verborgen.

Vor einer Kiste blieb sie stehen. Obwohl der Deckel geschlossen war, merkten wir den widerlichen Geruch, der durch die schmalen Ritzen strömte.

Süßlich und modrig…

»Soll ich öffnen, Sinclair?«

»Nein, das mache ich selbst.« Mit einem heftigen Ruck zerrte ich den Deckel in die Höhe.

Kaltes Leuchtstoffröhrenlicht fiel in die Kiste und strahlte sie bis in jeden Winkel aus.

Suko hatte sich neben mich gestellt. Wir beide sahen den fürchterlichen Inhalt.

Er bestand aus Knochen, Blut, Haut. Dicke Fliegen hatten ihren Weg

gefunden und hockten auf den Resten.

»Das ist einmal mein Hund Charlie gewesen!« erklärte Lydia Farell mit Zitterstimme…

***

Es klang wie ein Schuß, als ich den Deckel losließ und er auf das Unterteil knallte. Suko war einen Schritt zurückgetreten, damit ich mich umdrehen konnte. Ob die Bleichheit seines Gesichts nur am Schein der Beleuchtung lag, wußte ich nicht zu sagen, aber auch die Frau sah nicht anders aus. In ihrer »Berufskleidung« wirkte sie im Keller deplaziert. Beide Arme hielt sie vor der Brust verschränkt, als würde sie frieren.

»Soll ich noch mehr sagen?«

Ich nickte. »Wer war das? Wer hat Ihren Hund getötet?«

Sie holte durch die Nase Luft. »Ich kann es Ihnen nicht sagen. Ich fand ihn heute.«

»In der Kiste?«

»Nein, hier im Keller. Ich habe ihn noch in die Kiste gepackt, weil ich ihn begraben wollte. Das hatte ich mir vorgenommen, ehrlich, mich dann nicht getraut. Schließlich kamen Sie.« Lydia drehte sich um und schlug mit der flachen Hand gegen das Mauerwerk. »Verdammt noch mal, was ist das? Wer hat das getan? Es gibt doch keine Raubtiere, die frei herumlaufen – oder?«

»Die gibt es wohl nicht«, sprach ich.

»Und wie war das mit den anderen Welten?« erkundigte sich Suko sehr behutsam.

»Haben Sie das ernstgenommen?« fragte sie spöttisch.

»Selbstverständlich.«

Sie winkte ab. »Vergessen Sie es. Vergessen Sie mein ganzes Gerede, bitte.«

»Das werden wir nicht tun.« Ich ging auf sie zu und legte ihr meine Hand auf den Rücken. »Wir gehen wieder nach oben und können dort in aller Ruhe weiterreden.«

»Ruhe ist gut«, murmelte sie, zeigte aber keinen Widerstand, so daß ich sie aus dem Keller führen konnte.

Wie eine alte Frau stieg sie die Stufen hoch. Suko löschte das Licht und schloß die Tür.

Natürlich dachte ich über die furchtbare Entdeckung nach, und mir schossen auch gewisse Gedanken durch den Kopf, die sich zu Querverbindungen verdichteten.

Dieser Hund oder die Reste davon hatten ausgesehen, als wäre er von einem Raubtier angefallen worden.

Diese Gattung jedoch existierte nicht in der Nähe von London, dafür aber andere Monstren.

Wie die Ausgeburt der Hölle, zum Beispiel, diese widerliche Kreatur, die ich gesehen hatte. Mit Suko hatte ich darüber gesprochen, wie viele dieser Monstren es wohl gab.

Wir hatten uns nicht einigen können, weil wir zu wenig wußten.

Nun ging ich davon aus, daß sich möglicherweise noch mehr dieser Wesen in der Nähe bewegten.

Ich schüttelte mich, als ich daran dachte, und Lydia bemerkte die Bewegung. »Haben Sie was?«

»Schon vorbei.«

»Der Anblick, wie?«

»So ist es.«

Im Wohnraum schaute sie sich um, aber es war alles normal.

»Können Sie jetzt einen Drink gebrauchen, Mr. Sinclair?«

»Das glaube ich schon.«

»Okay, ich spendiere einen Whisky.«

Sie nahm ihn vom besten. Ich trank die ersten beiden Schlucke.

Eine wohlige Wärme breitete sich in meinem Magen aus. Lydia aber stand vor mir, lächelte und hatte die Augen zu Sicheln verengt.

»So, nun erzählen Sie mir bitte, was Sie davon halten, aber lassen Sie die Raubtier-Theorie außen vor.«

»Das sowieso.«

»Und weiter?«

Ich hatte beschlossen, mit einigermaßen offenen Karten zu spielen.

»Kennen Sie den verlassenen Bauernhof etwa fünf Meilen von hier?«

»Ja, ich war mal dort. Das heißt, ich bin dort vorbeigefahren. Habe allerdings nichts besichtigt.«

»Wir kommen von dort«, sagte Suko, der neben einem der Fenster stand und in das Zimmer hineinschaute.

Lydia war erstaunt. »Was haben Sie denn dort zu suchen gehabt? Die Bauten gammeln vor sich hin.«

Ich winkte ab. »Es spielt keine Rolle, was wir dort suchten, aber wir haben etwas gefunden. Ein Monster, eine widerliche Kreatur, eine Ausgeburt der Hölle, und wir können uns vorstellen, daß Ihr Hund einem solchen Gegner in die Krallen gefallen ist.«

Lydia sagte nichts. Sie schaute mich an, nur hatte ich den Eindruck, als würde sie mich nicht sehen, denn ihr Blick war gläsern geworden, und sehr langsam schüttelte sie den Kopf. »Hören Sie, Sinclair, soll das ein Witz sein?«

»Nein, leider nicht.«

»Was ich bezeugen kann«, meldete sich Suko.

Sie kam langsam vor und griff nach ihrem Glas. Mit einer heftigen Bewegung kippte sie den Champagner in die Kehle, als könnte sie damit etwas fortwischen. »Dann stimmt es also«, sprach sie mehr zu sich selbst. »Dann stimmt diese Scheiße.« Sie schrie auf und

schleuderte das leere Glas gegen die Wand, wo es zerbrach. Als die Scherben den hellen Teppichboden berührten, saß auch sie.

»Was soll stimmen, Lydia?« fragte ich leise.

»Ich habe ich nicht geirrt. Es war gestern und schon Nacht. Als ich aus dem Fenster blickte, sah ich etwas durch den Garten huschen, was sehr gefährlich aussah.« Sie nickte ins Leere hinein. »Ja, das muß dieses Monster gewesen sein.«

»Lebte da Ihr Hund noch?« fragte Suko.

»Nein oder ja?« Sie hob die Schultern. »Ich weiß es nicht mehr genau. Übrigens war Charlie ein Schäferhund, der ist auch nicht ohne und kann sich verteidigen.«

»Die Kreatur ist schlimmer«, erklärte ich.

»Das weiß ich mittlerweile.« Sie schüttelte den Kopf und preßte ihre Hände gegen die Wangen.

Allmählich hatte ich das Gefühl, daß ein gewisses Schicksal uns den Tank geleert hatte. Möglicherweise brauchten wir uns nicht mit Tony Bedford zu unterhalten, die Lösung der Probleme lag einfach in der unmittelbaren Umgebung.

Wenn diese Frau etwas über das Monster wußte, war es durchaus möglich, daß ihr auch die Clique oder Sekte bekannt war, die Tony hatte umbringen wollen.

»Die haben es auf mich abgesehen!« sprach sie in die Hände hinein. »Das weiß ich genau.«

»Wer hat es auf Sie abgesehen?«

»Nicht nur die Kreatur.«

»Auch die Bande?« fragte ich.

Lydia schrak zusammen. Sehr langsam hob sie den Kopf. »Was wissen Sie von der Bande?«

»Nicht viel, zu wenig. Ich weiß nur, daß es zwischen ihr und dem Monstrum eine Verbindung geben muß. Wie die genau aussieht, kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Ja«, sagte sie. »Die Leute waren hier. Zu viert kamen sie an, Sie stammten aus London, und sie haben mich schon des öfteren besucht. Ich hatte nicht nur Furcht, weil ich meinen Hund tot fand. Nein, ich habe auch Angst vor der Bande.«

»Wollten die heute wiederkommen?«

»Sie haben es zumindest angedroht.«

»Und was, Lydia, hatten sie mit Ihnen vor? Weshalb…?«

Sie lachte in Sukos Frage hinein. »Das kann ich Ihnen genau sagen, verdammt! Sie wollten, daß ich mit dem Teufel tanze. Sie erklärten mir, daß ich die Ehre hätte, ein Opfer für den Höllenfürsten zu werden. Können Sie sich das vorstellen? Ich sollte dem Teufel geweiht werden.« Sie schüttelte den Kopf. »Das ist der nackte Wahnsinn, das ist einfach nicht zu fassen, wirklich nicht.«

»Sind diese vier Typen auf Einzelheiten eingegangen?«

»Das nicht, Inspektor. Sie haben mir nur erklärt, daß es keinen Sinn für mich hätte, mich zu wehren.« Sie hob die Schultern. »Ich konnte nichts sagen.«

»Dennoch sind Sie geblieben.«

Lydia stierte Suko an. »Wo hätte ich denn hingehen sollen, verdammt? Wohin? Scheiße, ich bin fast dreißig. Ich habe es endlich geschafft, mir ein Zuhause aufzubauen, verstehen Sie das? Es bedeutet mir viel. Das gibt man nicht kampflos auf, das nicht. Ich habe manchmal eine romantische Ader. My home is my Castle. Ja, so soll es bleiben. Hier *trägt* man mich nur hinaus. Auch Nutten haben Gefühle und manchmal eine Moral, auch wenn sie von der landläufigen abweicht.«

»Wir haben nichts gegen Sie persönlich gesagt«, stellte Suko richtig. »Auch wir können sehr wohl unterscheiden.«

»Sorry.« Sie zündete sich wieder eine Zigarette an und blies den Rauch in Richtung Fenster. »Wissen Sie denn, wie es weitergeht? Haben Sie sich schon Gedanken darüber gemacht?«

»Sicher.« Ich schaffe es, sie anzulächeln und nickte dabei. »Wir werden bei Ihnen bleiben.«

»Nein – ja… oder?« Sie schaute sich zuckend um und war völlig perplex. »Was haben Sie da gesagt? Sie wollen nicht verschwinden, sondern hier im Hause bleiben?«

»Wäre Ihnen das unangenehm?«

Sie hob die Arme und schlug die Hände zusammen. »Wie kommen Sie denn darauf, Sinclair?«

»Nur so.«

»Nein, im Gegenteil.« Tief atmete sie durch. »Jetzt bin ich beruhigter, auch wenn ich Sie warnen muß. Dieses Monstrum, das ich nur als Schattenriß gesehen habe, sah unheimlich gefährlich aus. Es war widerlich.«

»Ich kenne es, denn eines von diesen Dingern habe ich bereits töten können.«

»Sie lügen, um mich zu beruhigen!« Sehr spontan gab sie die Antwort. »Das kann ich nicht glauben.«

»Es stimmt.«

»Und wo soll das gewesen sein? Etwa auf dem verlassenen Bauernhof?«

»Genau dort.«

Sie saugte noch einmal an der Zigarette, stand auf und bewegte sich auf die Tür zu.

»Wo wollen Sie hin?« fragte Suko.

»In mein Schlafzimmer. Ich möchte mir etwas überziehen.«

»Gut, wir warten hier«, entschied der Inspektor. »Es kann auch sein,

daß wir uns draußen mal umschauen. Vielleicht schleicht so eine Kreatur wieder um Ihr Haus.«

»Das wünsche ich mir nicht.« Bei dieser Antwort bildete sich auf ihrer Schulter eine Gänsehaut.

Wir schauten ihr nach. An den Schrittgeräuschen hörten wir, daß sie in die Küche ging und dort den Wasserhahn aufdrehte. Suko blickte mich unter hochgezogenen Augenbrauen hinweg an. »Daß mit dem nach draußen gehen, war eine gute Idee, John.«

»Die du in die Tat umsetzen willst?«

»Ja.« Er drückte sich in die Höhe. »Mit Beretta und Dämonenpeitsche werde ich dem Biest wohl zu Leibe rücken können.«

»Gib trotzdem acht.«

Suko hob zwei Finger und sagte noch: »Ich werde die Haustür nicht schließen.«

»Okay.«

Allein blieb ich zurück. Lydia schaute noch einmal kurz rein. »Wo ist denn Ihr Kollege?«

»Er durchsucht den Garten.«

Sie nickte anerkennend. »Der hat aber Mut.«

»Das gehört auch zum Job.«

Lydia lächelte mich an. »Allmählich revidiere ich meine Ansicht über Polizisten.«

»Sollte mich freuen.«

Sie winkte neckisch und ging. Ich hatte direkt mitbekommen können, wie ihr ein Stein vom Herzen gefallen war. In den letzten Minuten hatte sie sich völlig verändert.

Uns konnte das nur recht sein. Ein zitterndes Nervenbündel zu bewachen, ist auch nicht das Wahre.

Ich hatte die Beine ausgestreckt und wollte mich im Sessel in Richtung Fenster drehen, als plötzlich ein irrer Schrei durch das Haus tobte. Mir war sofort klar, daß nur eine geschrien haben konnte.

Lydia Farell!

***

Ihr war, als hätte sie sich einen Schuß versetzt oder einen starken Adrenalinstoß bekommen, jedenfalls ging es ihr wesentlich besser als vor dem Besuch der beiden Beamten. Die Angst war nicht verschwunden, nur zurückgedrängt, aber Lydia wurde jetzt besser mit ihr fertig, und sie wußte auch, daß sie von den Männern Unterstützung erwarten konnte.

Fast beschwingt lief Lydia Farell die Holzstufen hoch, auf denen ein Teppich die Schritte schluckte.

In der ersten Etage lag eigentlich *ihr* Reich. Dort führte sie auch die Gäste hin, die sie regelmäßig besuchten. Sie hatte keine billige,

schwülstige Pornoheft-Atmosphäre geschaffen, schon im Flur hingen Gemälde und moderne Spiegel, aber auch große Aktaufnahmen.

Die Tür zum Schlafraum – man konnte auch Arbeitszimmer sagen – hatte sie verbreitern lassen. Dahinter zeigten die Wände auch wieder das sanfte Grün, das sich wie gelackt aussehend in zahlreichen Schattierungen und Farbnuancen verteilte.

Auch die entsprechenden Spiegel fehlten nicht, ließen sich allerdings zusammenklappen, nicht jeder wollte sich eben bei bestimmten Dingen selbst zuschauen können.

Neben dem Schlafraum befand sich das kleine Bad, zu dem eine Dusche und eine Wanne gehörten.

Vor der Tür blieb Lydia stehen. Sie überlegte noch, was sie eigentlich anziehen sollte. Sie griff zu einem lockeren T-Shirt und Jeans.

Als sie öffnete, spürte sie den Durchzug. Er streifte über ihr Gesicht und ließ sie frösteln. Nicht nur äußerlich, auch innerlich zog sich einiges in der Magengegend zusammen.

Das Fenster stand offen!

Sie überlegte. Konnte es jemand geöffnet haben, oder hatte sie es nicht geschlossen? Ihr fiel ein, daß sie das Fenster offengelassen hatte, ging in das Zimmer – und blieb wie angewurzelt stehen, während sie die Hände gegen die Wangen gepreßt hatte.

Das war Wahnsinn, das war unmöglich, einfach verrückt, denn vor dem Bett hockte das Monster!

Häßlich, grausam, mit einem Buckel, eine widerliche Kreatur, die jeder Beschreibung spottete.

Das Monstrum schaute sie nicht einmal an, es sah zur Seite hin, und Lydia konnte sein Profil erkennen und natürlich die Schnauze, die tatsächlich Ähnlichkeit mit der eines Schweins aufwies. Zudem wuchsen Borsten auf den Pusteln oder dicken Geschwüren des violetten Rückens.

Wie eine Schlange oder ein Ameisenbär schoß eine Zunge aus dem runden Maul und schabte über den lindfarbenen Teppichboden, als wollte sie dort die Flusen aufsammeln.

Lydia wußte nicht, was sie tat. Sie stand unbeweglich und kam sich vor wie in einem Film. Die Tür war nicht zugefallen, sie drückte gegen den Körper der Frau, die ihr im Wege stand.

So hätte sie ein Maler zeichnen können, und Lydia spürte die Hitze in sich hochsteigen. Wellen, heiß wie Feuer, wechselten sich ab mit kalten Schauern.

Schüttelfrost…

Dann bewegte die Kreatur ihren Körper; langsam, beinahe schwerfällig und andächtig drückte sie ihn herum. Die scharfen Krallen – mindestens doppelt so lang wie die einer Katze und auch wesentlich dicker – hakten sich im Teppichboden fest, als wollten sie

dort einen besonderen Halt finden.

Jetzt, dachte sie. Jetzt wird es dich killen. Jetzt wird es zuschnappen und dann…

Die Gedanken tobten in ihrem Hirn. Das Monstrum ließ sich nicht beirren. Es tat so, als würde sie die Frau überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen. Durch das Fenster, dachte Lydia, es muß durch das Fenster gekommen sein. Himmel, warum habe ich es auch nicht geschlossen!

Dann starrte die Kreatur sie an. Plötzlich hatte Lydia den Eindruck, daß sich etwas Fremdes in ihr Gehirn schob. Eine Botschaft, eine Erklärung.

»Wir sind die Damions, die Damions…«

Das war genau der Zeitpunkt, wo die Starre sie verließ, denn sie begann gellend zu schreien…

***

Als Suko die Haustür anlehnte, stellte er fest, daß es sich etwas abgekühlt hatte. Gleichzeitig war die Luft auch feuchter geworden. Sie kam ihm richtig schwer vor.

Er blieb vor der Haustür stehen und blickte in die Dunkelheit über dem Garten.

Sehr weit im Hintergrund stieg der helle Schein in den Himmel.

Dort lag London, aber er selbst stand in einer tiefen Ruhe, die nur von den Geräuschen der Natur unterbrochen wurde. Er hörte mal ein Schaben, dazu das Zirpen der Grillen oder den fern klingenden Schrei eines Vogels.

Schwarz lag über ihm der Himmel. Zugedeckt durch ein dunkles, breites Wolkenband. Es sorgte dafür, daß Mond und Sterne verschwanden. Der Wind trug aus der Ferne hell klingendes Geräusch an seine Ohren. Die Straße war es nicht, das hörte sich eher an wie eine Eisenbahn.

Suko konnte nicht beurteilen, ob die Stille normal oder trügerisch war. Jedenfalls machte er sich gewisse Sorgen. Nicht daß er etwas Verdächtiges gesehen hätte, doch ihm war eingefallen, daß Lydia von einem Schatten gesprochen hatte, der durch den Garten geschlichen war.

Noch ein Monster?

Er ließ die Haustür hinter sich, schritt über den plattierten Weg und stand schon sehr bald im Gelände. Den schmalen Pfad hatte er noch in guter Erinnerung. Zusammen mit seinem Freund John Sinclair war er ihn gegangen.

Hoch wuchs das Unkraut, höher als das Gras, und auch in einem so dichten Versteck konnte man sich gut verbergen. Der Wind strich über das flache Gelände hinweg, bewegte die Gräser, spielte mit dünnen Zweigen und ließ sie zittern.

Das unbestimmte Gefühl hatte den Inspektor nicht verlassen. Mit starren Blicken suchte er den Boden ab. Er forschte nach irgendwelchen Anzeichen, nach Spuren, die auf das Monster hinwiesen, denn dessen Krallen mußten sich tief im Boden eingegraben haben.

Nichts zu sehen…

Suko ging weiter. Er ärgerte sich darüber, daß er durch das hohe Gras schreiten mußte und daß dies anfing zu rascheln. Wie lange Finger streiften die Halme über den Stoff der Hosenbeine hinweg, als wollten sie ihn kitzeln.

Menschen oder Monster sah er nicht. Dennoch konnte er sich nicht beruhigen, denn er wurde einfach den Eindruck nicht los, aus sicherer Deckung beobachtet zu werden.

Irgendwo war jemand, lauerte etwas und wurde durch die Finsternis der Nacht geschützt.

Selbst ein Nachtwesen, ein Höllengeschöpf sorgte dafür, daß Furcht angesagt war.

Plötzlich wirbelte Suko herum. Blitzschnell riß er die Beretta hervor und lächelte erleichtert, als er feststellte, daß ihn nur mehr ein Eichhörnchen erschreckt hatte.

Du wirst alt, dachte er und wischte seine nassen Handflächen an der Hose ab.

Dann ging er weiter.

Suko hatte den normalen Pfad verlassen. Er wandte sich nach links, wo das Unkraut oder eine Buschgruppe besonders hoch wuchs. Sie nahm ihm sogar den Blick. Suko konnte sich vorstellen, daß sie auch ein besonderes Versteck abgab.

Er ging darauf zu.

Einmal schaute er zurück. Das Haus lag hinter ihm auf einer Insel.

Es paßte seiner Ansicht nach nicht in die Ruhe hinein, die hier alles umgab. Und die Feuchtigkeit blieb. Kleine Nebelfelder hatten sich gebildet, erst zu sehen, wenn Suko hindurchschritt.

Blitzte nicht ein Licht auf?

Suko blieb abrupt stehen und konzentrierte sich auf die Stelle, wo er das Licht gesehen hatte.

Hinter der Hecke oder der Buschgruppe war es gewesen. Ein Reflex, mehr nicht, aber durchaus existent.

Sekundenlang wartete er ab, doch das Aufzucken des Lichts wiederholte sich nicht.

Er ging weiter. Jetzt direkt auf den Punkt zu und war bereit, sich durch das Gebüsch zu wühlen.

Suko gehörte zu den Menschen, die mit guten Instinkten ausgerüstet waren, aber auch er war nicht perfekt. Den Schatten, der plötzlich vor ihm in die Höhe schnellte, sah er zu spät. Es war kein Monster,

sondern ein Mensch. Die Beretta hatte Suko weggesteckt, er wollte sie wieder ziehen und den Schatten gleichzeitig angreifen, als es ihn von hinten her erwischte.

Blitzschnell umwickelte etwas seinen Hals.

Suko dachte an eine Seidenschlinge. Dann hämmerte etwas in seinen Kniekehlen. Jemand hatte eine Eisenstange flach geschleudert und haargenau getroffen.

Der gleichzeitige Ruck am Hals, der Treffer in den Kniekehlen, das riß den Inspektor von den Beinen.

Er fiel in das hohe Unkraut, tastete nach der Beretta, und ein Fuß drückte plötzlich seinen rechten Arm gegen den Körper und preßte ihn so hart dagegen, daß er die Hand nicht mehr rühren konnte.

Ein anderer trat ihm in die Hüfte, und die verfluchte Schlinge raubte ihm die Luft.

Suko hörte sich selbst röcheln. Er wußte, daß es Experten gab, die mit einer Seidenschlinge töten konnten, und er sah bereits die Schatten vor seinen Augen kreisen.

Das Lachen einer Stimme drang an seine Ohren, als stünde der Kerl meilenweit entfernt.

Ein anderer sagte: »Die Damions werden sich freuen. Wir haben sie richtig getauft, sie werden ihn zerfleischen.«

»Dann kill ihn aber nicht.«

»Keine Sorge!«

Etwas raste auf Sukos Schädel zu. Ein Schatten, der sich immer mehr vergrößerte.

Dann knallte es!

Suko sah Sterne, die auseinanderspritzten wie Wassertropfen. Danach überfiel ihn die Dunkelheit, die ihn schluckte wie ein gewaltiges Loch. Er war ausgeschaltet…

***

Lydia Farell schrie noch immer, als ich die Tür in der oberen Etage auframmte, sie gegen Lydia stieß und die Frau regelrecht aus dem Weg räumte, so daß ich freie Bahn hatte.

Die brauchte ich auch, denn in der Zimmermitte hielt sich das widerliche Monstrum auf.

Es mußte an der Hauswand hoch und durch das offene Fenster in den Raum geklettert sein. Daß es Lydia noch nicht überfallen hatte, sah ich als einen Glücksfall an.

Unbeweglich stand es mir gegenüber. Jetzt im Licht konnte ich seine ganze Scheußlichkeit noch besser erkennen. Zum erstenmal sah ich dieses daumendicke Etwas. Es peitschte aus dem offenen Maul, als wäre das Untier dabei, etwas hervorzuwürgen.

Widerlich…

Rechts neben mir atmete die Frau hart und heftig. Auf ihrem Gesicht lag eine dicke Schweißschicht. Die Augen waren zwei ängstliche Kreise in einem verzerrten Gesicht.

»Okay, Lydia, okay, behalten Sie die Nerven. Das hier regele ich schon.«

»Ja, aber…«

»Kein Aber, Mädchen.«

Ich hatte die Beretta gezogen und zielte schräg gegen den Körper des Untiers.

Da war plötzlich die Zunge. Sie huschte handbreit über den Boden hinweg und schlug zu.

Ich spürte sie an meinem rechten Fußknöchel. Sie wickelte sich darum, riß mich nach vorn, und ich schoß.

Die geweihte Silberkugel sägte förmlich in den mißgestalteten Körper der höllischen Kreatur. Etwas spritzte aus dem Schädel über meinen Kopf hinweg, während ich durch den harten Zug der Zunge zu Boden glitt, mich aber abstützen konnte und sah, daß die Zunge zurückzuckte. Sie war grau geworden und verschwand wie ein sich windender Schatten im offenen Maul des Monstrums.

Das Untier selbst hatte dem Silber ebenfalls nicht widerstehen können. Dieser Raum hatte sicherlich schon viel gesehen und erlebt, aber so etwas bestimmt nicht.

Das Monstrum löste sich auf, verlor den schwarzen Schleim, über dem eine dünne Wolke schwebte, und der Teppich saugte sich mit dem stinkenden Zeug voll. Gleichzeitig wehte uns ein penetranter Geruch entgegen.

Ich hörte Lydia würgen, stand auf und sah, daß sie sich umgedreht hatte, die Hand vor die Lippen gepreßt hielt und in das kleine Bad rannte, wo sie sich übergeben mußte.

Ich blieb bei den Resten des Monstrums.

Schwarzer, dunkler Schleim, Haare und Knochen, eine ekelhafte Pfütze, das war alles.

Wie bei den Ghouls…

Allmählich kam ich zu der Überzeugung, daß diese Kreaturen zu den Ghouls zählen mußten. Vielleicht waren es sogar Mutationen von ihnen, obgleich ich die Ghouls selbst als eine Mutation ansah, die irgendwo in der Dämonenwelt entstanden war.

Ich schritt um die Lache herum und ging auf das kleine Bad zu.

Die Tür war wieder ins Schloß gefallen. Bevor ich klopfte, schaute ich nach draußen.

Mein Blick glitt nicht über den Vorgarten, sondern nach hinten hinaus. Auch dort war nichts zu sehen. Keine Außenleuchte riß ein Loch in die Dunkelheit.

So genau besah ich mir die Hauswand, leuchtete sie sogar ab und

entdeckte die Kratzspuren, die die Krallen des Monsters hinterlassen hatten, bevor es in das Zimmer geklettert war.

Das Fenster ließ ich noch offen, damit wenigstens ein Teil des Gestanks abziehen konnte.

Im Bad fand ich Lydia. Bleich im Gesicht hockte sie auf dem Wannenrand und schrak zusammen, als ich die Tür öffnete. Wahrscheinlich rechnete sie mit dem Schlimmsten, doch ich lächelte ihr beruhigend zu. »Keine Sorge, es ist vorbei.«

»Aber nicht für immer.«

»Zunächst.«

»Mr. Sinclair, was…?«

»Sagen Sie ruhig John zu mir.«

»Okay, John. Was war das nur? Wie ist so etwas möglich? Wie kann ein Geschöpf existieren, das…?«

»Ich kann Ihnen keine Antwort geben, Lydia, noch nicht.«

»Haben Sie sich keine Gedanken darüber gemacht?«

»Schon. Ich bin auch zu einem Ergebnis gelangt und kann Ihnen sagen, daß diese Kreaturen Ähnlichkeit mit einem Ghoul aufzuweisen haben. Ja, sie könnten eine Mutation davon sein.«

»Ghoul?« hauchte sie, »was ist das denn?«

Ich erklärte es ihr. Es hatte keinen Sinn, zu lügen oder sie im unklaren zu lassen, und sie schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über sie geschüttet.

»Nein, nein, hören Sie auf! Daß es so etwas gibt, das ist der helle Wahnsinn.«

»Aber leider eine Tatsache.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Man kann sie mit geweihten Silberkugeln vernichten. Das ist eine Möglichkeit.«

Sie starrte mich ungläubig an. »Silberkugeln, geweiht? Ja, haben Sie denn so etwas?«

»Sonst würde das Monstrum noch leben.«

Lydia konnte es nicht glauben. »Wie… wie kommen Sie denn daran?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht ist es mein Job, solche und ähnliche Kreaturen zu jagen.«

»Da… dann sind Sie ein Dämonenjäger oder Monsterkiller?«

Ich lächelte. »So etwas Ähnliches schon.«

Sie rieb ihre Hände an den Nylons trocken, die anfingen zu knistern. Jedenfalls hörte sich das Geräusch so an. »Sie haben mir doch erzählt, Sie wären Polizist.«

»Schließt das eine das andere aus?«

»Nein.« Sie nickte. »Bestimmt nicht. Ich kann nur von Glück sagen, daß Sie und Ihr Freund gekommen sind.«

»Das allerdings.«

»Wissen Sie, ich hatte schon mit dem Leben abgeschlossen. Als ich diese Kreatur sah, da glaubte ich, verrückt zu werden. Gleichzeitig kam ich mir vor wie jemand, der neben sich selbst steht und alles nur beobachtet. Aber das ist es wohl nicht gewesen.« Sie stand auf und schwankte dabei so stark, daß ich sie abstützen mußte.

»Danke, John, danke. Es war wohl etwas zu viel. Hinzu kommt das unnatürlich heiße Wetter, das mich ebenfalls fertigmacht.« Sie schloß für einen Moment die Augen und hing anderen Gedanken nach, bevor sie auf das Waschbecken zuging, den Strahl anstellte und das kalte Wasser in ihr Gesicht fließen ließ. Auch den Hals wusch sie sich ab. Als sie sich aufrichtete, war ein Teil ihrer Haare naß.

»Was wollen wir denn jetzt tun?« sprach sie in das lindgrüne Handtuch hinein, mit dem sie sich abtrocknete.

»Wir werden nach unten gehen.«

Das Handtuch sank zusammen. »Und auf weitere Monster warten?«

»Wahrscheinlich.«

»Ehrlich, John. Mit wie vielen dieser Kreaturen rechnen Sie denn noch? Wer umschleicht das Haus?«

»Das kann ich nicht sagen, aber wir dürfen nicht nur an die Monster denken. Sie selbst haben von dieser Bande gesprochen, die Ihnen einen Besuch abstatten wollte. Ich rechne fest damit, daß sich die Kerle auch hier herumtreiben.«

»O ja. Meinen Sie wirklich?«

»Klar.«

Sie strich mit beiden Händen über die Wangen. »Und was machen wir jetzt? Sollten wir nicht lieber verschwinden?«

»Ich nicht. Aber Sie haben mir ein Stichwort gegeben, Lydia. Es wäre besser für Sie, wenn Sie das Haus verlassen.«

»Nein, nicht allein. Wenn die Kerle das Haus unter Kontrolle halten, dann werden sie sehen können, wenn ich fahre. Und das will ich auf keinen Fall, verstehen Sie? Ich will Ihnen nicht in die Finger laufen, ich will es nicht.«

»Das begreife ich gut. Also warten wir gemeinsam und werden sehen, was noch passiert.« Ich deutete auf die Badezimmertür. »Kommen Sie, lassen Sie uns nach unten gehen.«

»Okay.«

Vor der Tür blieb sie noch einmal stehen und starrte auf die dunkle Lache, die sich regelrecht in den hellen Teppichboden hineingefressen hatte. Lydia schüttelte sich. Sie konnte nicht fassen, daß ein Untier in ihrem Zimmer vernichtet worden war.

Um die Lache schlug sie einen Bogen. Auf keinen Fall wollte sie hineintreten.

Ich schloß das Fenster und später auch die Tür. Lydia wartete im Flur. »Erst holen sie sich die Tiere, danach die Menschen. Ich kann es

nicht begreifen.«

»Dämonen oder dämonische Wesen sind eben nicht mit dem Verstand zu erfassen.«

»Ja, das habe ich auch bemerkt.« Sie strich nasse Haare aus der Stirn und ging über die Treppe nach unten.

Ich folgte ihr langsamer. Die Haustür war durch den Luftzug ins Schloß gefallen. Im Wohnraum griff Lydia zu einer Flasche. Sie brauchte einen Drink, von dem ich ihr abriet.

»Sie sollten wirklich nüchtern bleiben. Alkohol ist keine Lösung. Er verlangsamt Ihre Reaktionen. Ich rechne damit, daß wir noch schnell reagieren müssen.«

Sie hob die Augenbrauen und bewegte dabei auch ihre Stirn. »Das sagen Sie so einfach, John. Nur möchte ich gern den Zeitpunkt wissen, wo das alles geschieht.«

»Sorry, ich kann nicht in die Zukunft schauen.« Am Fenster war ich stehengeblieben und sah in die Dunkelheit. Lydia bemerkte meinen nachdenklichen Gesichtsausdruck und fragte: »Haben Sie etwas?«

»Im Prinzip nicht, nur fange ich allmählich an, mir Sorgen um meinen Freund zu machen. Er hätte längst wieder hier im Haus sein müssen.«

»Nein«, sagte sie. »Er hat doch keine Zeit angegeben.«

Ich drehte mich um. »Das schon. Nur glaube ich nicht, daß ein Rundgang so lange dauert.«

»Er kann ihn ausgedehnt haben.« Lydia suchte nach Erklärungen.

Das Schlimmste wollte sie nicht akzeptieren. Sie sprach nicht darüber, ich wußte trotzdem, was sie damit meinte.

»Wir wollen es hoffen.«

Die Frau ließ sich in einem Sessel nieder. Die Beine hatte sie eng zusammengelegt. Umgezogen war sie auch nicht. »Warum gerade ich?« hauchte sie. »Weshalb hat man mich ausgesucht? Haben Sie dafür eine Erklärung, Herr Polizist?«

»Nein.«

»Zufall?«

»Das kann zutreffen. Möglicherweise haben Sie ungünstig gewohnt. Sie waren der Bande irgendwo im Weg, da beschloß man, Sie in die Pläne mit einzubeziehen.«

Lydia schüttelte sich. »Dem Teufel opfern«, flüsterte sie. »Meine Güte, wir sind doch nicht im Mittelalter.«

»Oft ist es schlimmer.«

»Ja, glauben die Menschen denn wieder an den Teufel?«

»Haben sie schon jemals aufgehört, daran zu glauben?«

Sie nickte langsam. »Ich meine, ja. In der modernen, aufgeklärten Zeit, da gibt es doch andere Dinge, als über die Hölle und den Teufel nachzudenken.«

Ich war anderer Meinung. »Gerade die moderne Zeit hat etwas mit dem Teufelsglauben zu tun. Die Menschen werden mit ihren Problemen nicht mehr fertig. Die Entwicklung und die Technik überrollen sie. Da besinnen sie sich wieder auf die alten Werte und Unwerte.«

Lydia lächelte versonnen. »Unwerte ist gut«, meinte sie. »Ja, das ist wirklich gut.«

»Ein anderer Begriff fällt mir dazu nicht ein. Das Gebiet ist ungemein vielfältig und komplex. Wenn Sie einmal damit anfangen, es näher zu durchleuchten, werden Sie sich wundern, daß dieses Gebiet immer vielfältiger wird.«

»Was meinen Sie damit?«

»Der Teufel, die Hölle, sie existieren, und sie sind nicht nur ein Komplex, sondern in zahlreiche Stücke oder Teile aufgesplittert. Ich kenne mich da aus…«

»Hören Sie auf, John, bitte! Sonst bringen Sie mich noch vollends durcheinander.«

»Das hatte ich nicht vor.« Ich warf einen Blick auf die Uhr, was Lydia sah und auch kommentierte.

»Erwarten Sie jemand?«

»Ja, meinen Freund.«

»Der wird schon kommen.«

Ich stand auf und trat wieder an das Fenster. Diesmal schaute ich nach vorn, wo das Licht Rechtecke in der Dunkelheit hinterließ. »Es ist nicht seine Art, so lange wegzubleiben. Ich mache mir allmählich Sorgen.«

»Hat er denn Waffen, mit denen er die Kreaturen stoppen kann?«

»Das schon.«

»Dann ist ja alles klar.«

»Ich denke weniger an die Monster als an die Clique, die ja auch Ihnen auf den Fersen ist. Sie haben meiner Ansicht nach recht, wenn Sie behaupten, daß dieses Haus unter Beobachtung steht. Ich glaube, daß sie im Finstern sitzen und alles unter Kontrolle haben. Die Satansclique und die Kreaturen, sie gehören zusammen und haben sich verbunden. Sie müssen einen Weg gefunden haben, die Kreaturen aus den anderen Dimensionen zu holen. Das ist nicht einfach.«

»Es macht mir Angst«, sagte Lydia leise. »Wissen Sie, John, ich bin kein furchtsamer Mensch, in meinem Job kann man sich das kaum erlauben, aber derartige Dinge lassen doch ein drückendes Gefühl in mir hochsteigen. Wir werden hier Stunden der Angst erleben und nichts dagegen unternehmen können, glaube ich.«

»Das bleibt abzuwarten.«

»Die Kerle oder die Monster werden uns der Reihe nach holen.«

Sie sprach mit versonnen klingender Stimme. »Einen nach dem

anderen. Vielleicht haben Sie recht, was Ihren Freund angeht. Er hätte das Haus nicht verlassen sollen, dann wäre ihm wenigstens noch eine Galgenfrist eingeräumt worden. Aber so…« Sie hob die Schultern und schaute ins Leere.

Bei mir wuchsen die Sorgen um Suko tatsächlich. Er war einfach nicht der Typ, der so lange und vor allen Dingen grundlos fortblieb.

Ich ging mittlerweile davon aus, daß etwas geschehen sein mußte.

»Eigentlich müßten Sie ja draußen nachsehen, John.«

»Und Sie hier allein lassen?«

»Nein, ich würde mitkommen.«

»Das könnte ich nicht zulassen, Lydia. Glauben Sie mir. Sie sind in Ihren eigenen vier Wänden sicherer als draußen. Dort ist es dunkel, da können Sie blitzschnell überfallen werden. Ich habe ähnliche Dinge schon des öfteren erlebt.«

»Wenn Sie das sagen…«

»Das meine ich auch so.« Ich setzte mich neben Sie auf die Sessellehne, und sie ließ sich zurückfallen.

Schräg schaute sie mich von der Seite her an. »Irgendwie mag ich Sie, John, und auch den Chinesen. Ihr seid tatsächlich anders als die meisten Polizisten. Außerdem haben Sie kein verpfuschtes Leben. Ich schäme mich manchmal, wenn ich in den Spiegel schaue, und ich frage mich, wie lange ich diesen Job noch machen werde. Das ist Streß, er geht unter die Haut, da bleibt immer etwas hängen, und das summiert sich im Laufe der Zeit.«

Ich hatte bei Ermittlungen schon zahlreiche Dirnen kennengelernt, die so unterschiedlich waren wie auch die Mädchen.

Ich kannte abgebrühte Nutten, dann sehr unsichere, sogar fröhliche, auch zynische, doch Lydia war nachdenklich, und das fiel aus dem Rahmen.

»Wissen Sie, John, manchmal rede ich mir ein, daß ich etwas Besseres bin, weil ich nicht auf der Straße stehe wie die anderen«, sie hob den rechten Arm, »und lebe nur eine Etage höher. Man ruft mich an, man mietet mich, hier kommen keine Gäste in Lederjacken oder Jeans, nein, die hierher ihren Weg finden, tragen Designer-Klamotten und sind oft schlimmer als die Männer von der Straße, denn meine Kunden haben ausgefallene Wünsche, die ich ihnen nicht immer erfülle. Tagsüber müssen sie den feinen Mann markieren, wenn sie endlich frei sind, dann lassen sie die Sau raus.« Sie schüttelte sich. »Ich will nicht mehr, ich habe die Nase voll. Sogar das Haus habe ich bezahlt und nie Drogen genommen, abgesehen von manch einem Besäufnis, das einfach sein mußte, wenn es mal wieder zu schlimm und grausam gewesen war.«

»Versuchen Sie den Absprung, Lydia, ich drücke Ihnen die Daumen.«

»Ja, falls man mich läßt und ich diese Nacht überstehe. Ansonsten…«

Sie ließ die letzten Worte unausgesprochen.

»Was haben Sie denn gelernt?«

»Nichts Berauschendes. Ich habe studiert, bin dann in den Sog geraten und merkte, daß man im Thatcherismus nur dann gut fährt, wenn man gut bei Kasse ist. Na, es war irgendwann soweit, daß ich mich abschleppen ließ. Danach ging es mit mir bergab.«

Ich wollte ihr ein paar Tips geben, wo sie einen neuen Anfang versuchen konnte, als ich von draußen her ein Geräusch hörte.

Das waren Schritte.

Auch Lydia hatte sie vernommen. Sie setzte sich steif hin »Jetzt kommt Ihr Freund zurück.«

»Nein«, sagte ich und stand auf.

»Wieso nicht?«

Von der Wohnzimmertür her bekam sie von mir die Antwort.

»Das kann ich Ihnen sagen. Ich kenne den Schritt meines Freundes. Das da draußen ist ein anderer.«

»Und wer?«

»Es wird sich herausstellen, wenn ich nachgeschaut habe.«

»Geben Sie nur acht, John.«

»Keine Sorge.«

In meine Antwort hinein erklang das Klingeln. Gleichzeitig untermalt von einem heftigen Klopfen gegen die Außenseite der Tür. Der Besucher hatte es verdammt eilig.

Ich blieb trotzdem vorsichtig. »Wer ist da?«

»Mach auf, verdammt!«

»Sagen Sie erst, wer Sie sind!«

Der Typ lachte. Es hörte sich schrill an. Mir kam die Stimme noch ziemlich jung vor. »Ich gehöre zu denen, die deinen Kumpel, den Schlitzaugen-Bullen, gefangen haben. Was meinst du, wie es ihm ergeht, wenn du mich nicht reinläßt. Ich habe eine bestimmte Zeit, in der ich zurück sein muß. Wenn nicht… nun ja, die Damions warten.«

Ich öffnete. »Wer wartet?«

»Die Damions. Die Monsterchen, die so scharf auf Menschen sind. Wir haben sie Damions getauft. Ist doch irre, was?«

Ich schaute mir den Typ an. Vom Alter her mochte er knapp über zwanzig sein. Er trug eine Lederweste, die nicht geschlossen war.

Schreckliche Teufelsfratzen verunstalteten das Leder. Er selbst hatte sein Haar kurz geschnitten und es feuerrot gefärbt, so daß es borstenartig stand. Seine Hose bestand auch aus Leder. Sie war bestückt mit Aufklebern und Buttons, auf denen Sprüche zu lesen waren, die allesamt die Hölle glorifizierten.

»Na?« fragte er.

»Was wollen Sie?«

Sein Gesicht besaß etwas Affenhaftes. Der Unterkiefer stand vor,

dafür war die Nase kaum zu sehen. »Ich will ins Haus.«
»Wir können auch hier reden.«
»Und dein Kumpan kann draußen krepieren, wie?«
»Kommen Sie rein.«
Er schob sich mit einem Mir-kann-keiner-Gang an mir vorbei. Ich suchte ihn nach Waffen ab, entdeckte keine sichtbaren, bis ich gegen die Stiefel blickte.
Aus dem rechten Schaft ragte der Griff eines Messers, und der war nicht eben schmal.
Im Wohnraum war er stehengeblieben und starrte Lydia Farell an.
»Hi, Süße, so sehen wir uns wieder.«
»Ich… ich kenne Sie nicht.«
»Nein? Haben wir dir nicht die Nachricht zukommen lassen, daß wir dich holen werden? Noch in dieser Nacht, Süße, und dieses Versprechen werden wir einhalten.«
»Was wollen Sie von ihr?« Ich war hinter dem Sprecher erschienen und nahm seinen säuerlichen Schweißgeruch wahr, der sich mit dem Stallgestank mischte. Für mich stand fest, daß er bei Tony Bedfords Gefangennahme dabei gewesen war.
»Wir haben sie dem Teufel versprochen.«
»Ach, nicht euren Monstern?«
Der Typ zeigte sich verunsichert, weil ich mich nicht aus der Ruhe bringen ließ. »Dem Teufel, Bulle. Hast du nicht gehört?«
»Ja, natürlich. Ich kenne Asmodis oder den Teufel. Ich habe keine Furcht vor ihm.«
»Dann bist du der erste.«
»Kann sein. Vielleicht habe ich schon zuviel mit ihm zu tun gehabt. Wenn du mit ihm Kontakt hast, frag ihn mal, wie viele Niederlagen er schon durch mich erlitten hat.«
»He, he, ich würde nicht so angeben.«
»Das sind Tatsachen. Und was deine kleinen Damions angeht, die können mich nicht schrecken. Das erste Untier brachte ich in der Scheune um, das zweite killte ich hier. Wo ist das dritte, das vierte oder fünfte? Los, raus mit der Sprache.«
Er ging zurück und stieß ein Knurren aus. »Du bist verrückt, Bulle. Übergeschnappt.«
»Schick mir ein Monster her, dann werde ich es dir beweisen. Ihr kommt damit nicht durch.«
Plötzlich grinste er. »Meinst du? Ich sehe das anders. Wir haben deinen Kumpan. Ich bin gekommen, um dir ein Ultimatum zu setzen. Du hast genau eine Stunde Zeit, ihn auszulösen.«
»Das hört sich nach Geld an.«
»Rede keinen Blech. Wir brauchen den Kies nicht. Aber wir wollen sie.« Er deutete auf Lydia.

»Nicht uns als Zugabe?«
»Das noch nebenbei.«
»Auch Sie sind eine Geisel!« hielt ich ihm entgegen. »Deshalb Vorsicht bei ähnlichen Bemerkungen.«
»Geisel?« höhnte er. »Ich kann Bedingungen stellen. Die Hütte steht unter Beobachtung, Meister, unter strenger Kontrolle. Du wirst verstehen, daß es kaum Chancen gibt.«
»Wissen Sie eigentlich, wie Polizisten ausgebildet werden? Daß es ihnen zwar etwas ausmacht, eine Geisel zu sein, daß sie aber immer darauf vorbereitet sein müssen und ihr Leben dementsprechend in die Waagschale werfen. Ist Ihnen das bekannt?«
»Weiß nicht.«
»Mein Partner denkt ebenso.«
Der Kerl kratzte an einem Pickel im Gesicht. Dann verzog er die Lippen. »Wenn der ebenso denkt, bin ich gespannt, wie er es übersteht, den Damions hilflos ausgeliefert zu sein. Die zerreißen ihn.«
»Es sind Ghouls, nicht wahr?«
»Spielt das eine Rolle?«
»War nur eine Frage.«
Er faßte Lydia an, die unter seiner Berührung zusammenschreckte.
»Sie kann gleich mit mir kommen, die Süße. Dann würde euch vieles erspart bleiben.«
»Sie bleibt hier!« erklärte ich hart.
»He, he, Bulle, keine große Schnauze, sonst…« Er griff fester zu, und Lydia stöhnte auf.
Einen Lidschlag später stöhnte der Kerl, denn da hatte ich ihm blitzschnell meine Hacke auf die Zehen des rechten Fußes gerammt.
Der Schmerz trieb ihm das Wasser in die Augen. »Ich bestimme, wer hier wen anfaßt, merk es dir.«
Er hüpfte auf dem linken Fuß zur Seite. »Schwein!« keucht er. »Du mieses Schwein!« Dann zog er sein Messer. Mit einem blitzschnellen Griff hatte er es aus der Scheide gerissen, und Lydia schrie leise auf, als sie das Funkeln der Klinge sah.
»Jetzt werde ich…«
»Ruhig sein, Meister, ganz schön ruhig!«
Er hörte meine Stimme und glotzte die Mündung der Beretta an, die auf ihn zeigte.
»Laß es fallen, Meister! Los, weg mit dem Zahnstocher.«
Speichel sprühte vor seinen Lippen. »Das… das wagst du nicht, Bulle. Du legst mich nicht um.«
Ich blieb cool. »Da kannst du recht haben, sehr recht sogar. Ich brauche dich auch nicht umzulegen. Ich kann dir zum Beispiel eine Kugel in das Bein schießen oder in die Schulter. Das alles wird mir nichts ausmachen, wenn du Dummheiten machst!«

»Dann ist der Chink erledigt!« stieß er wütend hervor.
»Damit muß er rechnen.«
Der Knabe war verunsichert. Als ich die Waffe etwas bewegte, ließ er das Messer tatsächlich fallen. Lydia reagierte gut. Sie hob es auf und legte es weg.
»Was ist jetzt?« fragte er. »Wie hast du dich entschieden, Bulle? Wirst du mit der Süßen kommen?«
»Zu Fuß.«
Er lachte. »Wieso? Dein Wagen…«
»Steht mit leerem Tank auf der Straße. Vielleicht habt ihr ihn sogar gesehen.«
Seine blassen Pupillen weiteten sich. »Ja, stimmt, wir haben ihn tatsächlich gesehen.«
»Wie gut für euch. Deshalb kommen wir zu Fuß.«
»Aber die Nutte hat ein Auto,« keifte er.
»Stimmt.« Ich antwortete schnell, bevor Lydia etwas sagen konnte.
»Nur steht es in der Garage und funktioniert ebenfalls nicht. Es ist was mit der Zündung, das haben wir schon ausprobiert. Lydia wäre nämlich so freundlich gewesen, uns ihr Fahrzeug zur Verfügung zu stellen. Ihr habt Pech auf der ganzen Linie, Kameraden.«
»Stimmt das?«
Lydia nickte heftig.
Der Eindringling zeigte sich genervt. Daß unser Rover nicht funktionierte, hatte er gesehen. Es war schon eine gute Basis gewesen.
Deshalb nahm er auch an, daß der andere defekt war.
»Ja«, dehnte er, »dann kommt zu Fuß. Aber beeilt euch, wir haben nicht viel Zeit.«
»Gebt uns etwas mehr Zeit. Sprich mit deinem Boß darüber!«
»Das ist der Teufel!«
»Dann hol ihn aus der Hölle, Bursche. Und jetzt verzieh dich.«
Er überlegte noch. »Was ist mit meinem Messer?«
»Damit wird Lydia demnächst Kartoffeln schälen. Hau endlich ab, verdammt!«
Er hinkte rückwärts. Seine Zehen waren sicherlich angeschwollen.
Ich begleitete ihn. An der Haustür drehte er sich nach mir um. »Daß du mich getreten hast, wird dir noch leid tun, Bulle. Ich werde mich revanchieren. Weißt du, wohin ich dich treten werde, Arschloch? Weißt du das?«
»Schluck es runter, es interessiert mich nicht.«
Er starrte mich noch einmal böse an, riß dann die Tür auf und haute fast fluchtartig ab.
Ich schaute ihm nach, bis er in die Dunkelheit getaucht war. Von den anderen hatte ich nichts gesehen.
Ich schloß die Tür und ging nachdenklich wieder zurück in den

Wohnraum. So gut sah es nicht aus. Mit Suko hielten die Kerle einen verdammt starken Trumpf in der Hand. Ich wunderte mich auch darüber, daß es ihnen gelungen war, Suko einzufangen, denn so leicht ließ sich der Inspektor nicht ins Bockshorn jagen.

Lydia saß noch immer im Sessel. Nur hielt sie jetzt den Kopf gesenkt und weinte…

***

Ich ging zum Barschrank, nahm dort eine Flasche Wasser und trank sie halbleer. Dann drehte ich mich wieder um, sah Lydia mit Tränen in den Augen.

»Stunden der Angst«, flüsterte sie. »Ich habe es gewußt, verflucht. Ich habe es gewußt.«

»Ja, die Zeit wird sich dehnen.«

»Und was machen wir?«

Ich trank noch einmal und schaute auf die breite Messerklinge.

»Wir werden ihren Bedingungen wohl folgen müssen.«

»Also wollen Sie in den Stall?«

»Sicher.«

Lydia überlegte einen Moment, bevor sie den Kopf schüttelte.

»Meine Güte, die sind in der Überzahl. Die werden Sie töten, John. Die werden Sie fertigmachen.«

»Da bin ich mir nicht so sicher.«

»Wie wollen Sie gegen vier Gegner ankommen und noch dazu gegen diese, wie hießen sie noch?«

»Damions.«

»Ja, gegen sie.«

»Durch Schläue, durch Taktik, Raffinesse und durch den Zeitaufschub, den wir gewonnen haben.«

»Was kann er schon ausrichten?«

Ich lächelte vor meiner Antwort. »Darf ich mal Ihr Telefon benutzen, Lydia?«

»Klar doch.«

Ich glaubte nicht daran, daß die Leitung abgehört wurde. So clever waren die Teufelssöhne nicht. Ich tippte die Nummer unserer Einsatzleitung ein und bekam den Kollegen direkt an die Strippe.

»Sinclair hier.«

»Ach je, der Geisterjäger. Gibt es Ärger?«

»Im Moment nicht. Es könnte welchen geben, Richard.«

»Hängen wir mit drin?«

»Wahrscheinlich.«

»Dann laß mal jucken.«

Ich beschrieb ihm die Lage des leerstehenden Bauernhofs und bat ihn, wenn er in drei Stunden nichts von mir gehört hatte, den Hof zu

umstellen und anzugreifen.
»Was werden wir dort finden?«
»Behalte es aber für dich.« Danach bekam er von mir eine genaue Erklärung, und ich hörte ihn leise lachen, dann schwer atmen, bevor er meinte: »Ich hoffe nur, daß du es packst.«
»Mal sehen.«
»Sollen wir doch nicht früher kommen?«
»Nein.« Nach einem kurzen Abschiedsgruß unterbrach ich die Verbindung. Dann wählte ich erneut. Diesmal waren es keine Kollegen, ich wollte meinen Freund Bill Conolly anrufen. Da es noch vor Mitternacht war, erwischte ich ihn bestimmt nicht im Bett.
Seine Stimme klang auch frisch, als er sich meldete. »Ha, der alte Geisterjäger. Läßt du mal etwas von dir hören?«
»Ja.«
»Ich wollte gerade in die Falle steigen.«
»Das kannst du vergessen.«
Bill senkte seine Stimme, damit Sheila, seine Frau, nicht zuviel mitbekam. »Ein heißer Job?«
»Und wie.«
»Raus mit der Sprache, Tiger.«
Ich machte es kurz und bündig, erklärte aber alles Wissenswerte, beschrieb genau die Umgebung und machte mit ihm auch einen Treffpunkt aus.
»John, ich werde fliegen. Der Porsche ist generalüberholt. Er macht es möglich.«
»Fein. Wann ungefähr kannst du an dem Treffpunkt sein?«
»In einer halben Stunde?«
»Das müßte reichen, Bill. Und grüß Sheila von mir.«
»Erst später. See you…«
Ich drehte mich um und lächelte. Lydia schaute mich staunend an.
»Sie sind ja aktiv geworden, John.«
Ich hob die Schultern. »Zu den Typen, die den Kopf in den Sand stecken, gehöre ich nicht.«
»Das glaube ich. Und wie geht es weiter?«
»Hat das Haus einen zweiten Ausgang?«
»Zur Rückseite hin.« Sie verzog die Lippen. »Manchen Kunden ist es zu riskant, aus dem normalen Eingang zu kommen. Verständlich.«
»Bestimmt. Den nehmen wir auch.«
»Was machen wir dann?«
»Schlagen einen Bogen und werden uns mit einem sehr guten Freund treffen, der auf uns wartet.«
»Wahnsinn«, sagte sie, »der echte Wahnsinn. Da komme ich kaum mit. Aber ich bin dabei.«
»Das müssen Sie sogar.«

Lydia stand auf. »Wieso?«

»Sie sind so etwas wie ein Lockvogel.«

»Wie toll«, erwiderte sie spöttisch. Im Flur hing ein dünner Sommermantel, den streifte sie über. Er war zum Glück nicht zu hell, sondern besaß, wie konnte es anders sein, eine leicht grünliche Farbe. »Das muß reichen, ich möchte nicht mehr zurück in das Schlafzimmer.«

»Kann ich mir denken. Gehen Sie bitte vor. Ich kenne mich nicht aus.«

Sie schlich jetzt schon, als wollte sie für später üben. Mir war es sehr recht.

Die Hintertür lag dort, wo auch die Treppe hinunter in den kleinen Keller führte.

Da ich mit einer Wache rechnete, zog ich sie vorsichtig auf. Das Licht hatten wir gelöscht, nur im Wohnraum brannten die Lampen noch. Die Kerle sollten annehmen, daß wir uns noch im Haus befanden.

Ich peilte durch den Spalt. Bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, wartete ich ab. Dann erst schlich ich ins Freie und war mir auch ziemlich sicher, nicht unter Kontrolle zu stehen. Ich winkte Lydia zu, die die Tür hinter sich schloß.

»Wenn mich nicht alles täuscht, müssen wir einen großen rechten Bogen schlagen, um von dieser Stelle aus auf die Straße zu gelangen. Oder habe ich unrecht?«

»Nein, John, gehen Sie.«

Wir beide schlichen durch die Nacht wie Diebe und ließen das Haus zurück.

Natürlich spitzte ich die Ohren. Auf jedes Geräusch achtete ich dabei, doch es gab kein fremdes, das mich irritiert hätte. Nichts war unnormal, abgesehen von dem Gelände, das doch etwas schwierig wurde, weil es dicht bewachsen war.

Wir wühlten uns durch einen Gestrüppgürtel, der aus stacheligen Brombeersträuchern bestand, und setzten den Weg geduckt fort, immer mit der Angst im Nacken, plötzlich entdeckt zu werden, denn irgendwo konnte blitzschnell eine Gestalt in die Höhe steigen.

Es blieb ruhig.

Irgendwann gerieten wir an einen Zaun, der eine Weidefläche einschloß. Flach lag die Gegend vor uns. Ich schaute in die Richtung, wo der Hof lag. Auch dort war alles dunkel. Wenn ich mich recht erinnerte, hatte der flache Stallbau keine Fenster besessen, also gab es keine Lücken, durch die Kerzenschein flackern konnte.

»Wo ungefähr verläuft die Straße?« fragte ich.

Lydia mußte selbst überlegen, bevor sie zögernd den rechten Arm hob und schräg nach vorn deutete. »Da irgendwo.«

»Okay.«

»Wann kommt Ihr Freund?«
Ich winkte ab. »Der ist sicher schon unterwegs.« Ich faßte nach Lydias Hand und zog sie mit.
Das Gelände fiel etwas ab. Sehr bald schon konnten wir den Verlauf der Straße erahnen. Hin und wieder huschte ein Scheinwerferpaar darüber hinweg, allerdings ziemlich weit entfernt und in der Richtung fahrend, wo die Riesenstadt London lag.
»Die sind bestimmt schon auf dem Bauernhof«, sagte Lydia. »Das glaube ich sicher.«
»Kann sein.«
Die letzten Yards bis zum Rand der Straße liefen wir durch sumpfiges Gelände. Lydia hatte glücklicherweise noch die Schuhe gewechselt. Mit ihren hochhackigen wäre sie verloren gewesen.
Dann hörten wir das Röhren. Gleichzeitig aufflammendes Scheinwerferlicht streute einen breiten, hellen Teppich auf den grauen Asphalt. Zwei Motorräder waren aus der Dunkelheit hervor gestartet worden und rasten in Richtung Bauernhof.
So schnell wie in dieser Zeit hatte Lydia noch nie am Boden gelegen. Sie war einfach von mir umgerissen worden, was bei dem weichen Boden nicht weiter störte.
Zwei Maschinen waren es, die in einem hohen Tempo an uns vorbeirauschten. Das Dröhnen der Motoren hämmerte in unseren Ohren, der Boden schien zu vibrieren, glücklicherweise aber reichten die Ausläufer der Scheinwerfer nicht bis zu uns.
Dann war der Spuk verschwunden.
Ich blieb noch einige Sekunden liegen, bevor ich mich herumdrehte und aufstand. Geduckt blieb ich stehen.
»Ist alles vorbei?« hörte ich Lydia fragen.
»Ja, Sie können hochkommen.«
Die Frau stand auf und schaute, ebenso wie ich, in die Richtung, in die die Maschinen verschwunden waren.
»Das waren sie!« flüsterte Lydia. »Warum haben wir sie nicht früher gehört?«
»Sie werden die Feuerstühle hier abgestellt haben. Aber mit einem Auto sind sie ebenfalls ausgerüstet, das weiß ich.«
Lydia strich Haare zurück. »Das zerrt an den Nerven!« flüsterte sie. »Das ist verflixt haarig.«
Ich lächelte. »Jetzt ist der Spuk vorbei. Ich nehme an, daß die Kerle, die das Auto genommen haben, längst am Hof sind.«
»Was ist denn mit Ihrem Freund?«
»Keine Sorge, der wird bald eintreffen.«
»Hier?«
»So ungefähr. Jedenfalls warten wir. Die Scheinwerfer eines Porsche erkenne ich.«

Ihre Augen blinkten. »Na hoffentlich.«

Wir gingen bis zum Straßenrand und stellten uns dorthin. Ich schaute auf die Uhr. Bill hatte von einer halben Stunde gesprochen.

Viel Zeit blieb ihm nicht mehr, wollte er den Termin einhalten. Der Wind brachte Kühle und einen feuchten Geruch mit. Das Licht der fahrenden Motorräder war von der Dunkelheit verschluckt worden.

Ich dachte an meinen Freund Suko und bekam Magendrücken. Er war ein Kämpfer, aber man hatte ihn überwältigt. Ich hoffte nur, daß er noch kein Opfer der Damions geworden war und es schaffte, wieder freizukommen.

»Da kommt ein Wagen!« Lydia deutete aufgeregt nach links. Sie hatte bisher nur das blasse Licht der Scheinwerfer gesehen, das sich wenig später zu zwei runden Augen hervorkristallisierte. Mit einem großen Schritt erreichte ich die Straße, winkte, so daß der Wagen stoppen mußte.

Eine Scheibe surrte nach unten, und eine mir gut bekannte Stimme sagte: »Anhalter nehme ich grundsätzlich nicht mit.«

»Mach keine Witze, laß uns einsteigen.« Ich öffnete die Beifahrertür und drückte Lydia in den engen Fond. Bill staunte nicht schlecht, als er die Frau sah und auch entdeckte, was sie unter dem aufklaffenden Mantel trug.

»John, du wirst immer besser.«

»Fahr bitte.« Ich zog die Tür zu.

»Und wohin?«

»Das sage ich dir schon.«

Vor einer Kurve säumte ein dichter Buschgürtel die linke Seite der Fahrbahn. In seiner Deckung stoppte der Reporter den Porsche auf meine Anweisung hin.

Als die Scheinwerfer erloschen waren, atmete Bill tief durch und drehte sich nach links. »So, jetzt will ich mal wissen, was genau geschehen ist, und wie es weitergehen könnte.«

»Hast du deine goldene Pistole mit?«

Er grinste scharf. »Aber sicher doch. Wenn ich Ghouls höre, werde ich immer ganz bockig.«

»Schön.« Ich räusperte mich. »Viel hat sich nicht getan. Wir wissen bisher nur, daß die Bande als fahrbare Untersätze Motorräder und auch einen Wagen besitzt.«

»Und weiter?«

»Wir müssen an den Bauernhof ran.«

»Dann fahren wir doch hin.«

Ich lächelte kalt. »Uns läßt du vorher aussteigen.«

»Dann soll ich allein weiterfahren und den Kameraden da einfach guten Tag sagen.«

»So ungefähr.«

»Wie gefährlich ist es?«
»Seit wann fragst du danach, Bill? Spiel einfach den Harmlosen und erkläre ihnen, daß du dich mit einer Freundin verabredet hättest, die auch noch kommen würde.«
»Das nimmt mir doch keiner ab, Mann.«
»Weiß ich. Aber es hält sie auf oder lenkt sie ab. Mach ruhig etwas Terror. Wenn es zu bunt wird, kannst du ihnen ja eins auf die Nuß geben.«
»Was macht ihr inzwischen?«
»Wir werden versuchen, Suko zu befreien. Oder ich mache es.«
»Hm.« Bill überlegte. Dann nickte er in Lydias Richtung. »Wie wäre es denn, wenn ich sie mitnehme.«
»Ja, ja. Er wäre ein Gast von mir und wollte es eben nur im Bauernhaus machen. So etwas gibt es, John.« Sie stieß mich heftig mit den Fingern an und schien die Angst verloren zu haben.
»Zu gefährlich, dann kann sich Bill nicht entfalten. Nein, wir belassen es dabei.«
»Meinetwegen.« Bill nickte. »Ich habe es also mit vier Gegnern zu tun? Da bist du dir sicher?«
»So gut wie. Aber du mußt noch auf die Monster achtgeben. Sie heißen Damions.«
Bill verzog die Lippen. »Wie neckisch.«
»Und tödlich. Dir brauche ich nicht zu sagen, welch einen Appetit Ghouls an den Tag legen.«
»Bestimmt nicht.« Bill grinste, als er sich an Lydia wandte. »Schade, ich wäre gern mit Ihnen gefahren.«
»Das hätte er sich nicht getraut«, erklärte ich. »Er ist nämlich gut verheiratet.«
»Verrate doch nicht alles, Mann.«
»Sie nicht, John?«
»Nein.«
Bill lachte. »Der ist aber in doppelten Händen, und beide passen auf wie die Schießhunde.«
»Fahr du mal weiter.«
Bill startete. Der Wagen rollte an, sehr langsam für ein solches Geschoß.
Ich schaute aus dem Fenster. Die Strecke waren wir schon gefahren, jetzt suchte ich nach einem günstigen Punkt, wo Bill Conolly uns aussteigen lassen konnte.
Er lachte plötzlich.
»Was hast du?«
»Daß jemand ohne Sprit im Tank liegenbleiben kann, ist menschlich. Daß es gerade euch passiert, ist schon unmenschlich.«
»Hör auf zu lachen, sonst bohre ich dir ein Loch in den

Vorderreifen.«

Danach war Schluß mit der Flachserei. Wir besprachen unsere Aktionen noch einmal und setzten uns auch Zeiten, von denen wir hofften, sie einigermaßen einhalten zu können.

Der Reporter stoppte schließlich auf meine Anweisung. »So, den Rest schlagt euch mal durch.«

»Danke gleichfalls. Und gib acht, Bill. Die sind verdammt gefährlich.«

»Wer? Die Menschen oder die Monster?«

»Beide, Bill, beide.« Nach dieser Antwort tauchten wir weg wie ein Spuk und hörten noch, wie der Reporter abfuhr.

Lydia blieb stehen. »Glauben Sie denn, daß es klappt, John?«

»Das hoffe ich sogar. Nur garantieren kann ich für nichts…«

***

Als etwas heiß über sein Gesicht hinwegstrich, glaubte Suko, vom Höllenfeuer berührt zu werden. Er wich zurück, wenig nur, denn irgendwie konnte er sich kaum bewegen, klemmte fest, dachte aber darüber vorerst nicht weiter nach.

Es war natürlich nicht das Höllenfeuer, nur der Schein einer einfachen Kerze, der Suko blendete, als er die Augen öffnete und in die Flamme schaute. Hinter der Flamme zeichnete sich schemenhaft ein grinsendes Gesicht ab, eins ohne Hörner. Also hielt der Teufel die Kerze nicht in der Hand.

»Jetzt haben wir dich, Chinese!«

Dieser eine Satz war so triumphierend gesprochen, wie es nur jemand kann, der lange auf einen bestimmten Augenblick gewartet hatte. Und er hatte nicht gelogen.

Suko war an einem Balken gefesselt. Genau wie Tony Bedford, das hatte der Inspektor von seinem Freund John Sinclair erfahren. Nur erschien vor ihm nicht dieses widerlich stinkende Ghoulmonstrum, der junge Mann mit der Kerze starrte ihn an.

Und Kerzen sah Suko genug. Sie füllten den Stall aus. Sie standen da und bildeten ein Meer aus Flammen. Kleine Zungen, von denen sich einige bewegten, andere wieder still standen, aber eines hatten sie gemeinsam. Sie produzierten Wärme.

Eine schon widerliche Wärme, wie Suko fand, denn das Licht raubte dem Raum einen Großteil des Sauerstoffs. Viel Nachschub an Atemluft drang auch nicht ein, denn die Ritzen unter der Decke waren zwar breit, jedoch sehr schmal.

Die Wärme der Kerzen konnte eine Tatsache weder verdecken noch vertreiben.

Diesen ekelhaften Geruch nach Moder und Verwesung. Suko kam es vor, als hätten gewisse Personen alte Leichen in irgendeiner Ecke versteckt und sie vergessen. Dieser Gestank wehte über das Feld der

Kerzen hinweg und trieb Suko den Magen hoch.
Hinzu kamen seine Kopfschmerzen, die von den Außenseiten des Schädels wie Pfeile in die Mitte drängten, als wollten sie dort etwas zerstören. Sukos Hals brannte, und der Druck dieser verdammten Stricke preßte ihn dermaßen hart gegen den breiten, eckigen Balken, daß er es nicht schaffte, sich zu bewegen.
Sie hatten die Zeit gut genutzt, und ihm war zudem klar, welches Schicksal ihm blühte. Mit Vergnügen würden die anderen zusehen, wenn sich ein Monstrum über Suko hermachte und ihn zerriß.
Der Kerl mit der Kerze stand noch immer vor ihm. Talg ließ sie auf dem Teller kleben. Die Lippen bewegten sich, formierten ein kleines Loch, bliesen gegen die Flamme, die in die entgegengesetzte Richtung getrieben wurde und Suko fast am Kinn berührt hätte.
Automatisch versuchte er, den Kopf nach hinten zu drücken, was ihm nicht gelang, weil ihn das Balkenholz stoppte. »Heiß, wie?« hörte er die hohe Stimme, die auch zu einer Frau gepaßt hätte. »Ja, es ist heiß, mein Freund, sehr heiß sogar. Aber ist nur ein Vorgeschmack auf das, was dich sonst noch erwartet. Die Hölle wird dich verschlingen, und die ist heißer, viel heißer, wenn sie deine verdammte Bullenseele verbrennt, du Mistkerl.«
»Was wollt ihr von mir?«
Der Sprecher nahm die Kerze etwas zurück. Er hatte ein rundes Gesicht mit Augen, die eng zusammenstanden. »Was wir von dir wollen? Ganz einfach. Dich fertigmachen. Du wirst ein Fraß für die Damions, die kleinen Monster. Sie freuen sich schon.«
»Sind sie hier?«
»Ja, aber sie halten sich zurück. Wir haben es geschafft, sie zu beschwören.«
»Laßt die Finger davon!« flüsterte Suko. »Es ist nicht gut, wenn man mit Dingen spielt, von denen man keine Ahnung hat.«
»Keine Ahnung?« keuchte der Kerl. »Ich glaube, es geht los. Und ob wir Ahnung haben.«
»Nicht von der Hölle!«
»Gerade von ihr, verdammt!«
Hatte es Sinn, noch weiter mit dem jungen Mann zu reden? Suko glaubte nicht daran. Der Kerl war einfach zu verbohrt, was auch seine nächsten Worte bewiesen.
»Killen werden wir dich, das Mädchen und auch deinen Bullenfreund. Ihr seid reif für den Satan! Eure Seelen wird er schlucken, dafür sorgen schon die Damions.«
»Wo kommen sie her?« fragte Suko.
»Aus der Hölle!«
»Das glaube ich nicht!«
Der Typ ging etwas zur Seite, auch die Kerzenflamme veränderte die

Richtung. »Ach, du glaubst mir nicht? Wieso glaubst du mir nicht? Kennst du dich aus, ja?«

»Bestimmt!«

Da fing der andere an zu lachen. Daß er nicht tanzte, glich schon einem kleinen Wunder, so köstlich amüsierte er sich über Sukos Antwort. »Er kennt sich aus, er will sich auskennen. Ein Bulle kennt die Hölle. Lachhaft ist das, lachhaft!« Er wollte sich überhaupt nicht mehr einkriegen.

Suko wußte nicht, wie er ihn einschätzen sollte. War dieser Mann ein Kindskopf?

Wenn ja, dann allerdings ein sehr gefährlicher, und davor mußte man sich in acht nehmen, denn diese Leute neigten oft zu überzeichneten Reaktionen, das wußte Suko auch.

Urplötzlich hörte er auf zu lachen und drehte sich herum, weil aus dem Hintergrund und umschmeichelt von waberndem Flammenschein jemand näherkam.

Auch diese Gestalt trug eine Lederjacke, nur in roter Farbe. Sie waren alle beide in einem Alter, Anfang Zwanzig. Der Mann im Hintergrund besaß tätowierte Oberarme, die von der Lederweste freigelassen wurden.

»Was ist Lucky?«

Lucky, der Mann mit der Kerze, drehte sich um. »Stell dir vor, Otis, der Bulle will Ahnung von der Hölle haben.«

»So – will er das?«

»Ja…«

»Da schicken wir ihn auch bald hin.« Neben Lucky blieb Otis stehen und schaute Suko ins Gesicht.

Sie wirkten uniformiert, gleich aussehend, obwohl sie sich vom Äußeren her unterschieden.

Lucky war klein. Die eng zusammenstehenden Augen paßten nicht zu seinem runden Gesicht. Die Kleidung sah schmutzig aus, als hätte er darin im Freien übernachtet. Auf der Oberlippe wuchs ein dünner Flaum, als Bart kaum zu bezeichnen.

Otis wirkte lang und knochig. Seine Wangen waren eingefallen, als hätte jemand an bestimmten Stellen seine Daumenabdrücke hinterlassen. Er wirkte nervös, seine Augenlider waren ständig in Bewegung. Die Augen besaßen den Blick eines Menschen, der viel Negatives erfahren hatte.

»Was kannst du uns von der Hölle sagen, Bulle? Warst du schon mal dort? Hat man dich wieder rausgeschickt und dabei vergessen, dich zu rösten? Rede!«

»Die Hölle ist überall«, erklärte Suko. »Daran solltet ihr denken. Es gibt sie nicht unter der Erde oder in der Erde. Schaut euch an, dann seht ihr einen Teil von ihr.«

»Danke für das Kompliment. Ich war schon immer stolz darauf, mit dem Teufel verglichen zu werden!« Otis grinste, als er seinen Arm ausstreckte und mit den Fingerkuppen über Sukos Wangen strich. »Ebensogut könnte ich ein Messer nehmen und dir Monogramme in die Haut schnitzen, aber ich will den Damions nicht vorgreifen.«

»Das sind die Monster, wie?«

»Genau, Chink, die kleinen Monster. Sie stammen aus der Hölle, wir haben sie gerufen.«

»Und wie?«

Otis' Arm sank nach unten, Lucky fing an zu lachen. »Sag es ihm ruhig, dann wird er sich in die Hose machen vor Angst. Dann dreht er durch, verstehst du?«

»Wirklich?« fragte Suko.

»Aber klar doch.« Otis grinste.

»Laßt es auf einen Versuch ankommen. Es würde mich wirklich interessieren, ich bin von Natur aus neugierig.«

»Wissen wir.«

Suko wollte Zeit gewinnen. Er dachte an John und glaubte fest daran, daß sein Verschwinden von dem Geisterjäger längst bemerkt worden war. John würde hoffentlich die richtigen Schlüsse ziehen und auf diesem Gelände erscheinen.

Leider schaffte er es nicht, auf seine Uhr zu schauen. Wenn er überhaupt etwas bewegen konnte, waren es seine Augen und auch der Kopf.

Otis hatte sich gedreht und starrte über die Kerzenflamme hinweg.

»Schön ist er hier«, lobte er sich selbst, »wirklich schön. Wir sind diejenigen, die die alten Formeln gefunden haben. Sie waren hier versteckt, vergraben. Vor langer Zeit mußte auf diesem Hof jemand gehaust haben, der sich bei dem Teufel eingeschmeichelt hatte. Wir wissen auch nicht, wer es gewesen ist, nicht einmal seinen Namen kannten wir.« Mit einer schnellen Bewegung drehte er sich wieder um, »aber wir kennen sein Erbe, wir fanden es, und das war wichtig.«

»Was habt ihr damit gemacht?«

Otis trat näher an Suko heran, so daß der Inspektor genau in die beiden düsteren Augen schauen konnte. Sie kamen ihm vor wie Eingänge in einen tiefen Schacht. »Wir haben es probiert, wir haben sie nachgesprochen, und dann sind die Damions erschienen. Zuerst kam der Schleim, er stieg aus den Ritzen hervor, er kochte, roch nach Moder und Verwesung, dann kamen sie, die Damions. Sie stürzten sich auf alles, was lebte, nur auf uns nicht, denn wir hatten sie ja gerufen. Die Hölle oder der Teufel hat sie freigelassen, also steht er auf unserer Seite. Er hat uns die Damions geschickt.«

»Was habt ihr davon?« fragte Suko leise. »Was soll das alles werden? Wohin wollt ihr noch?«

»Macht, mein lieber, kleiner Bulle.« Er tätschelte Sukos Wangen. »Eine Macht, gegen die andere nicht ankommen. Wir haben vor, hier eine Festung zu errichten, dieser leere Bauernhof wird ein Rastplatz für den Teufel sein. Die Damions entstehen durch Schleim. Erst kam der Schleim, dann holten wir sie, und wir haben gehört, daß ihre Geburtsstätte ganz woanders sein soll.«

»Nicht in der Hölle?«

»Ja und nein, Bulle. Alles gehört dazu. Für uns ist alles Hölle, wenn du verstehst. Auch wenn es Kreaturen gibt, die von einem anderer Planeten den Weg hergefunden haben.«

»Vom Planeten der Magier etwa?«

Otis zuckte zurück und schaute auf Lucky, der über seinen Mund strich, bevor er etwas sagte. »He, der Bulle scheint wirklich nicht zu den Dummen zu gehören.«

»Stimmt, stimmt genau.« Otis grinste. »Du bist gut informiert, mein Bullenfreund. Verdammt gut sogar.« Das Staunen verschwand allmählich aus seinem Gesicht. »Mich würde interessieren, woher du das alles weißt.« Er nickte. »Sagst du es uns?«

»Klar, ihr braucht mich nur loszubinden.«

»Hund!« Otis trat zu. Ein Reflex, ein Hochkochen der Wut, denn er fühlte sich auf den Arm genommen.

Suko biß die Zähne zusammen, um nicht aufzustöhnen. Er sah Otis' Zeigefinger vor seinem Gesicht. Wie ein Pendel bewegte er sich hin und her. Es sollte eine Drohung sein. »Ich will nicht, daß du noch einmal dieses dumme Zeug erzählst, hast du gehört?«

»Ihr habt mich gefragt.«

»Aber nicht so, Bulle. Auf diese Antworten können wir gut und gerne verzichten.«

Suko schwieg. Er dachte an die Worte der Kerle und wußte jetzt, woher diese Damions stammten. Es mußte irgendwo hier auf dem Gelände ein transzendentales Tor geben, durch das gewisse Geschöpfe von einer Welt in die andere gelangen können. Und zwar vom Planet der Magier her. Dort befand sich eine Geburtsstätte der Ghouls, ein gewaltiger See, nur aus Schleim bestehend. Da kamen sie her, dort wurden sie produziert, und Suko hatte bisher gedacht, daß es keinen weiteren Zugang in die normale Welt gab. Ein Irrtum, wie er zugeben mußte. War der Zugang offen, konnten tatsächlich so viele Damions erscheinen, wie die Kerle es wollten. Wenn diese Monstren tatsächlich einen Weg fanden, um sich auszubreiten, sah es für die Menschen in der Nähe böse aus.

Wie konnten sie gestoppt werden?

Otis leckte über seine Lippen. Dann strich er an den Tätowierungen entlang und legte den Kopf schief. Bedächtig griff er unter seine Weste und holte etwas hervor, das Suko sehr gut kannte. Es war die eigene

Beretta. Er drückte dem Inspektor die Mündung gegen die Stirn und legte den Finger um den Abzug.

»Einmal abdrücken reicht, dann hat es dich gegeben. Aber dieser Tod wäre für dich zu schade, Bulle. Du sollst ein Opfer der Damions werden. Sie freuen sich auf Bullen.«

»Nur auf mich?«

»Ja, besonders. Und deinen Kumpanen kriegen wir auch, ebenso wie die kleine Nutte Lydia.«

»Was hat sie damit zu tun?«

Otis zog die Hand zurück, und der Mündungsdruck verschwand.

»Ein Geschenk für den Teufel, mehr nicht. Eine gewisse Dankbarkeit, wenn ihr versteht. Ich bin da sehr rührig.« In seinen dunklen Pupillen spiegelten sich die Lichtreflexe der Kerzen. Die Lippen zuckten. »Der Teufel wird es dankbar annehmen.«

»Willst du noch lange mit ihm reden?« fragte Lucky. Vor Nervosität trat er von einem Bein auf das andere. »Willst du noch lange quatschen?«

»Nein.«

»Dann sieh zu, daß…« Lucky redete nicht mehr weiter, denn er hatte etwas gehört, was auch Suko nicht entgangen war. Da der Inspektor früher selbst einmal ein Motorrad gefahren hatte, konnte er genau unterscheiden, daß zwei dieser Feuerstühle auf den Hof gefahren waren und dort gehalten hatten.

»Das sind Swane und Paco.« Seine Augen fingen an zu leuchten.

»Vielleicht haben sie den anderen Bullen geschnappt und auch die Nutte.«

»Wäre gut.«

»Ich sehe mal nach.« Lucky rannte weg.

Otis blieb zurück, spielte mit Sukos Beretta und meinte: »So etwas hat mir noch gefehlt.«

»Kann ich mir denken.«

»Was soll ich machen, Bulle? Ich bin nun mal gut und werde immer besser, denn der Kontakt mit der Hölle gibt mir die richtige Kraft. Darauf kann ich mir etwas einbilden.«

»Ach ja?«

»Und wie, Bulle, und wie.«

Lucky kam in Begleitung der zwei anderen Typen wieder. Ihre Umrisse zitterten, als sie durch den Schein der Kerzen gingen. Der dunkelhaarige Typ mußte Paco sein. Er besaß die Haut eines Mischlings und wirkte in seiner Kleidung ungepflegt. Die Stahlketten und die Ringe um seinen Hals klimperten hell. Das Haar hatte er im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Allmählich wurde diese Frisur modern. In der Riesenstadt London liefen nicht wenige damit herum.

Swane trug ein blaues Stirnband. Vom Äußeren her konnte er der Schläger der Truppe sein. Sein Gesicht wirkte verschoben und sah auch irgendwo brutal aus. Wahrscheinlich hatte er nicht alle Schlägereien gewonnen. Er trat dicht an Suko heran und ballte die rechte Hand zur Faust. Ein ekliger Schlagring bedeckte die Knöchel. »Am liebsten würde ich dir das Gesicht zerhämmern, aber ich kann den Damions nicht vorgreifen, Bulle.«

Otis lachte leise. »Swane haßt Bullen. Sie müssen ihn mal schrecklich geärgert haben.«

»Ja, und wie.« Er trat zurück, ohne eine genaue Erklärung gegeben zu haben.

Paco hatte bisher noch nichts gesagt. Er stand bei seinen anderen Kumpanen und starrte düster in die Leere. Aus dem Hosengürtel schauten zwei Messergriffe.

Otis hielt die Beretta hoch. »Eine Bullenwaffe«, erklärte er. »Sie ist stark, nicht?«

»Ja – sehr.« Swane nickte Lucky zu. »Hast du nicht noch etwas gefunden?«

»Das komische Ding.« Er holte die Dämonenpeitsche hervor, betrachtete sie genau, ohne etwas damit anfangen zu können. »Was soll das sein?« fuhr er Suko an.

»Ein Blasrohr!«

Die vier Kerle glotzten den Inspektor an, als hätte er ihnen wer weiß was unter die Weste gejubelt.

»Was willst du denn damit?« fragte Otis.

»Blasen!«

»Hau ihm was in die…« Mehr sagte Paco nicht, denn sie alle standen plötzlich still. Ein jeder hatte das Geräusch eines anfahrenden Wagens gehört.

»Wer ist das?« fragte Lucky. »Ich habe keinen bestellt.«

»Der zweite Bulle«, flüsterte Swane und bekam tückische Augen.

»Bestimmt hat er die kleine Nutte mitgebracht.«

»Ja, das kann sein.«

»Was machen wir?«

Otis zeigte auf Swane. »Weshalb habt ihr sie nicht geholt? Warum sind sie nicht mitgebracht worden?«

»Die waren verschwunden.«

»Einfach so?«

»Ja, verdammt.«

»Wer sieht nach?« fragte Lucky.

»Ich«, erklärte Otis. Dann winkte er Swane zu. »Komm, vielleicht kriegst du Arbeit.«

»Würde mich freuen.« Er warf noch einen letzten Blick auf den gefesselten Suko, bevor er seinem Anführer folgte.

Suko glaubte nicht daran, daß John auf diesem normalen Weg angekommen war. Der würde zu anderen Tricks greifen. Wenn tatsächlich jemand gekommen war, konnte es seiner Meinung nach nur jemand sein, der mit der ganzen Sache nichts zu tun hatte, ein Unschuldiger also.

Das wiederum wollte Suko überhaupt nicht gefallen…

***

Bill Conolly hatte auf der Fahrt zu seinem Ziel überlegt, wie er es anstellen sollte. Entweder vorsichtig oder einfach nur locker und cool, richtig unbedacht.

Bill entschied sich für die zweite Möglichkeit. Locker anfahren und so tun, als wäre er zufällig hineingeraten. Er tastete nach und spürte den Druck der goldenen Pistole.

Sie war eine besondere Waffe und besaß als Ladung einen Schleim, den man als absolut tödlich ansehen konnte, wenn Bill Conolly ihn verschoß. Sobald ein Opfer getroffen wurde, bildete er um dieses Opfer herum eine große, ovale Blase, mit einer sehr dünnen, durchsichtigen Haut, die trotzdem von keiner normalen Waffe der Welt zerstört werden konnte. Um diese Haut zu durchtrennen, bedurfte es schon magischer Waffen, wie zum Beispiel eines Kreuzes, das John Sinclair trug.

Der Schleim war grausam. Er ließ von seinem Opfer nie etwas übrig, bis auf einige Knochen, die sich aber zuletzt auch noch auflösten, denn die Blase produzierte permanent den tötenden Schleim, der auch in gasförmiger Form existierte und als Todesnebel bekannt war. Auch dieser mörderische Nebel konnte nur das Kreuz des John Sinclair stoppen.

Bill war sich der Gefahr bewußt, die der Schleim barg. Und er setzte die goldene Pistole deshalb nur gezielt ein. Immer dann, wenn es galt, sein oder das Leben Unschuldiger zu retten.

Er hoffte, daß er sie nicht brauchte, doch als letzte Möglichkeit hatte er sie nehmen müssen.

Bill ließ den Porsche relativ langsam rollen. Das bleiche Licht der beiden Scheinwerfer glitt wie ein Gespenst über die Büsche am Straßenrand, tauchte ein in die schmalen Gräben, glitt wie ein Hauch über den Asphalt und verfing sich einmal in den Augen einer streunenden Katze, die plötzlich mit gewaltigen Sprüngen im nahen Straßengraben verschwand, bevor ihr der Wagen zu nahe kommen konnte.

Von der Straße aus gesehen lag das Gehöft auf der rechten Seite.

Noch hatte Bill nichts gesehen, keinen Lichtschimmer, der wie ein Stern in der Finsternis funkelte.

Er war auch sicher, daß irgendwann eine Abzweigung erschien, die

zum Gehöft hinführte. Als er eine langgezogene Kurve hinter sich gelassen hatte und auch das hohe Buschwerk an der rechten Seite verschwunden war, da sah er das ferne Blinken.

Bestimmt nicht so weit weg, wie es in der Dunkelheit wirkte. Bill gab von nun an besonders acht, er wollte auf keinen Fall vorbeifahren, reduzierte das Tempo und sah die schmale Einfahrt, vor der Reifenspuren Schmier auf der Fahrbahn hinterlassen hatten.

Von seinem Freund John war Bill gewarnt worden. Dieser Einsatz konnte lebensgefährlich werden. Ein Kinderspiel war es nicht. Wenn die Ghoul-Monster einmal die Chance hatten zuzubeißen, dann nahmen sie sie auch wahr. Bill kannte sich darin aus, nicht zum erstenmal kämpfte er gegen Wesen, die sich von Toten ernährten.

Gesehen hatte er bisher keine dieser Kreaturen. Die Dunkelheit gab ihnen genügend Schutz, womöglich auch die Mauern des verlassenen Gehöfts.

Der Porsche tanzte über eine Unebenheit, und Bill löschte augenblicklich das Licht. Die Dunkelheit verschluckte den Wagen, bis ihm plötzlich einfiel, daß es doch nicht gut war, wenn er sich schleichend dem Ziel näherte. Das würde seinem forschen Auftritt widersprechen.

Eine sehr breite Zufahrt, die niemand mehr pflegte, endete praktisch in einem offenen Karree, wo sich die Häuser und Stallungen gruppierten. Sie waren alle sehr niedrig, und die Scheinwerferkegel strichen über graues Gemäuer, wobei sie auch über schmale Stallluken hinwegglitten, aus dem Kerzenschein floß.

Bill fuhr ziemlich langsam. Er schaute in die verschiedenen Richtungen und suchte nach irgendwelchen Bewegungen. Vier Gegner hatte er zumindest. Hinzu kamen die Kreaturen, aber er rechnete auch mit John als Helfer und eventuell mit Suko. Wenn eben möglich, wollte er für den Geisterjäger den Weg bereiten.

Nicht weit von einem aus der Nähe doch verfallen aussehenden Bau ließ der Reporter den Porsche ausrollen, löste den Gurt und blieb zunächst einmal sitzen.

Nichts tat sich. Dabei war er sicher, daß er gehört worden war. Der Motor war einfach nicht zu überhören.

Er stieg aus. Als der Wagenschlag zufiel, tastete Bill noch einmal nach seiner goldenen Pistole. Wohl fühlte er sich nicht. Die Dunkelheit verbarg seiner Meinung nach Gefahren. Es konnte durchaus sein, daß man ihn unter Kontrolle hielt. Beobachtete aus irgendwelchen Verstecken, von Menschen- und auch Monsteraugen.

Forsch und gleichzeitig cool wollte Bill den Fall angehen. »He!« rief er gegen die Hauswand. »Ist hier niemand? Ich habe Licht gesehen! Los, kommt mal aus euren Höhlen, Freunde.« Er ging einige Schritte vor, die Hände in die Hüften gestützt. Die dünne Lederjacke stand

offen.

Er bekam keine Antwort.

Aufgeben wollte Bill keinesfalls. Wenn sich niemand zeigte, würde er die Gebäude auf eigene Faust durchsuchen.

Er versuchte es noch einmal. Ein warmer Windstoß wehte über den Hof und trug seine Worte gegen den verlassenen Bau. Bill hatte einen Eingang entdeckt. Er war ziemlich breit, wahrscheinlich führte er sogar durch bis zu den Ställen.

Genau am Eingang sah er die Bewegung. Böse Monstren waren es nicht, die sich aus der Dunkelheit hervorschoben und plötzlich im Licht standen, denn über der Tür leuchtete plötzlich eine Lampe auf.

Sie waren zu zweit, und Bill verging das Grinsen, als er die Typen aus der Nähe sah.

Der eine war tätowiert, trug eine ärmellose Lederweste über seinem nackten Oberkörper und machte nicht den Eindruck, als würde er sich die Butter vom Brot nehmen lassen.

Nummer zwei hatte seine Mähne durch ein Stirnband gebändigt.

Auf seiner rechten Faust blinkte oder glänzte etwas. Als Bill genau hinschaute, erkannte er einen Schlagring.

Damit Bekanntschaft zu machen, konnte durchaus tödlich sein.

Bill beschloß, den Typ mit dem Schlagring im Auge zu behalten. Obwohl nur Sekunden seit ihrer gegenseitigen Entdeckung vergangen waren, glaubte Bill, daß es schon Minuten waren. Er war genau beobachtet und taxiert worden, auch seinen Wagen hatten die Kerle gesehen.

»Was willst du?« Der Tätowierte stellte die Frage.

»Okay, Freund, okay, eigentlich nicht viel. Ich wollte mich nur mal umschauen.« Bill gab sich locker. Er drehte sich auch und nickte einige Male.

»Verzieh dich!« sagte Otis.

»He, Moment. Haben Sie hier was zu sagen?«

»Sicher.«

»Ich bleibe trotzdem, schließlich kaufe ich keine Katze im Sack, wenn ihr versteht.«

»Noch nicht, aber du wirst es uns erklären.«

»Klar doch. Ich will das Ding hier kaufen.«

Da waren Otis und Swane baff. Otis legte seine Hand gegen das linke Ohr. »Was hast du gesagt?«

»Kaufen, Meister. Dieser nette Bauernhof ist zum Verkauf angeboten worden. Aber das müßt ihr doch wissen, wo ihr hier schon hockt. Oder habt ihr den nur einfach so in Besitz genommen. Als kleines Home für eure Gang. Starke Maschinen habt ihr.«

»Du redest zuviel Mist«, sagte der mit dem Schlagring. »Wir glauben dir nämlich kein Wort.«

»Okay, da mußt du einen Grund angeben. Weshalb nicht? Sagt es, verdammt! Weshalb nicht?« Bill gab sich ärgerlich und hektisch. Er wollte bewußt provozieren, um die Typen aus der Reserve zu locken.

Otis grinste ihn an. »Kommst du immer ein Haus in der Dunkelheit besichtigen, wenn du es kaufen willst?«

Bill erschrak, ließ es sich allerdings nicht anmerken, denn daran hatte er nicht gedacht. Klar, es war Blödsinn, sich in der Dunkelheit ein Haus anschauen zu wollen, und ihm mußte blitzschnell eine Erklärung einfallen. Der Reporter lachte. »Oh, ihr seid schlau, wirklich. Im Prinzip habt ihr recht, man sieht sich kein Haus in der Dunkelheit an. Aber ich habe meine Gründe.«

»Die wären?«

Bill stemmte ein Bein vor. »Euch werde ich sie nicht unter die Nase reiben.«

Otis und Swane schauten sich an. Da sie im Licht standen, konnte Bill die wissenden Blicke genau erkennen. Auch ohne gesprochen zu haben, hatten sie über sein Schicksal entschieden. Zudem blickte der Kerl mit dem Schlagring gierig auf Bills Porsche. Den wollte er wohl gern an sich nehmen.

»Hast du denn einen Kaufvertrag?« fragte Otis.

»Klar.«

»Dann zeig ihn.«

»Wenn ihr mit nach London kommt, könnt ihr ihn sehen. Außerdem habe ich es nicht nötig, euch das Papier zu zeigen. Ich habe diese Hütte gekauft, basta.«

»Willst du denn hier wohnen?«

»Nein!«

»Vermieten?«

»Hör mal zu, du bunter Specht. Ich bin euch keine Erklärung schuldig, was ich hier machen will. Es gibt gewisse Dinge, über die ich nicht sprechen kann.«

Swane schnüffelte laut. »Vielleicht bist du ein ganz Geschickter. Ein Dealer der großen Sorte.«

»Wieso?«

»Die Hütte hier eignet sich als Versteck. Ist doch klar, kein Arsch verirrt sich hierher. Wie es auch sei, wir mögen es nicht. Wir wollen in Ruhe gelassen werden.«

»Dann verschwindet, nicht in meinem Haus. Ich will auch keine Untermieter!«

»Den wollen wir auch nicht.« Otis nickte Swane zu. »Ich glaube, der Mister muß mal spüren, was es heißt, hier eine große Klappe zu haben. So geht das nicht.«

»Meine ich auch, Otis.« Auf diesen Befehl hatte Swane gewartet.

Seine Augen glänzten, als er die Schultern vorschob, die Lippen in

die Breite zog und auf Bill Conolly zukam. Dabei streichelte er mit der linken Hand den über den Knöcheln der rechten hervorstechenden blanken Schlagring. Es war klar, daß er dieses gemeine Instrument einsetzen würde.

Bill Conolly war kein Feigling. Er wußte auch, wie er sich zu wehren hatte, aber er wollte nicht unbedingt irgendwelche Blessuren abbekommen und wartete ab.

»Dein Wagen gefällt mir, Hausbesitzer. Der ist viel zu schade für dich, verstehst du?«

»Nein.«

»Ich will ihn haben.« Swane ging noch immer. Seine Blicke tasteten Bill ab, und der Reporter merkte, daß der andere eine Stelle suchte, wo er zuschlagen wollte.

Als er zuckte, um zuschlagen zu können, war Bill schneller. Der trat blitzschnell zu und traf Swane, der sich einfach zu sicher gefühlt hatte.

Der Typ mit dem Stirnband glotzte den Reporter unverständlich an. Nur für die Dauer einer Sekunde, dann wühlte der Schmerz hoch, er stöhnte und preßte seine freie Hand auf die getroffene Stelle, während er zwei taumelige Schritte zurückging.

Otis konnte es auch kaum fassen. »Das machst du nicht noch einmal!« keuchte er.

»Klar doch!« erklärte Bill und zog blitzschnell seine Pistole. Es war nicht die goldene, sondern eine normale Waffe, eine Beretta, die er ebenfalls bei sich hatte.

Otis stand da, als hätte man ihn vereist. Ihm ging plötzlich auf, daß der angebliche Hauskäufer doch nicht so harmlos war, wie er getan hatte.

»Willst du was sagen?« fragte Bill.

»Nein… ein, ich …«

»Ist auch besser so.« Bill richtete die Waffe weiterhin auf Otis, kümmerte sich aber um dessen Kumpan. »Hör zu, du Held! Ich will, daß du deinen Schmuck da abstreifst. Der ist mir zu gefährlich. So etwas hasse ich nun mal.«

Swane massierte eine Stelle südlich des Bauchnabels. »Verdammt, ich werde dich…«

»Weg mit dem Schlagring!«

Nach diesem Befehl gehorchte er. Bei diesen Typen zählte als Argument nur eine Waffe. Ohne sie konnte man sie nicht schocken.

Wütend schleuderte Otis den Schlagring in die Dunkelheit. Beide sahen das zufriedene Nicken des Reporters.

»Ihr seid klasse!«

»Freu dich nur nicht zu früh!« zischelte Otis. »Wir kommen noch richtig in Form.«

»Klar – später!« Bill nickte. »Ihr habt übrigens recht gehabt. Mir wäre

nicht im Traum eingefallen, die Bude hier zu kaufen. Ich suche nämlich jemanden. Vielleicht könnt ihr mir helfen.«

»Nein!«

»Nicht so voreilig, Meister.« Bill grinste Otis an. »Ihr habt nicht zufällig einen Freund von mir gesehen?«

»Hier gibt es keinen!«

»Laßt mich ausreden. Er fällt auf, er müßte aufgefallen sein, er ist nämlich ein Chinese!«

»Hier rennt kein Schlitzauge herum. Oder hast du eines gesehen, Swane?«

»Nie, Otis, nie.«

»Und das soll ich glauben?« höhnte Bill.

»Aber klar.«

Bill lächelte. »Ich würde euch ja gern vertrauen, aber wenn ich euch so vor mir sehe, fällt es mir verdammt schwer. Deshalb mache ich euch einen Vorschlag. Wir drei werden uns ein wenig bewegen. Spazierengehen. Ihr führt mich durch die Häuser, den Stall, den vor allen Dingen, dann sehen wir weiter.«

Als Bill den Stall angesprochen hatte, wollten die beiden sich zwar zusammenreißen, was ihnen jedoch nicht so recht gelang. Das kurze Zucken der Mundwinkel, der wissende Blick der Augen, dies sagte dem Reporter mehr als viele Worte. Er hatte mit seiner Bemerkung genau ins Schwarze getroffen. Der Stall spielte noch immer die Hauptrolle, wie von John Sinclair beschrieben.

»Dann mal los!« sagte Bill. »Ihr werdet vor mir hergehen. Tut so, als wäre ich überhaupt nicht vorhanden.«

Sie blieben stehen, ignorierten zudem die Waffe des Reporters, was Bill wiederum wunderte. Sogar das feiste Grinsen sah er und auch, wie sie die Arme abspreizten.

Irgend etwas stimmte nicht.

Bill sah es nicht, er roch es. Es kam ihm vor wie eine Wolke, die an seinem Rücken herabtrieb und ihn umschlang. Aber eine Wolke aus Moder, ein widerlicher Geruch, der Ekel in ihm hochsteigen ließ.

Bill ging zur Seite, drehte sich – und sah das Monster. Widerlich und häßlich hockte es auf dem Dach seines Wagens und starrte ihn aus kalten Augen böse an…

***

In Deckung der Rückseite blieben wir stehen. Bisher waren wir nicht entdeckt worden, hatten einen großen Bogen geschlagen und endlich unser Ziel erreicht.

Bill mußte schon längst an der Vorderseite sein, wir hatten ihn nicht gehört. Das Mauerwerk war zu dick, es ließ keinen Stimmenschall durch.

Lydia drückte sich dicht an die Wand. Ihr Gesicht sah bleich aus, und sie preßte die Hand dorthin, wo das Herz schlug. »Himmel, ich hätte nicht gedacht, daß wir es schaffen würden.«

Ich hob die Schultern. »Bis hierher war alles gut. Mal schauen, ob wir auch weiterhin Glück haben werden.«

»Sie… sie rechnen nicht damit?«

»Nun ja, ich will es hoffen.«

Sie schaute an der schmutzigen Wand hoch. »Ich glaube, das ist der Stall.«

»Richtig.«

»Wie wollen Sie hineinkommen?«

»Ganz einfach. Wir suchen uns einen Eingang.«

Sie lachte leise. »Eines muß man Ihnen lassen, John, forsch sind Sie ja.«

»Nur so kommen wir weiter.«

Hohes Unkraut umwuchs über Füße. Mit seinen Spitzen reichte es bis an die Schienbeine heran. In der Nähe lag Abfall. Nasse Pappe, Blechdosen und anderes Zeug.

Hin und wieder hatte ich meine kleine Lampe eingeschaltet. Auch jetzt ließ ich sie an der dicken Stallwand entlanggleiten. Über uns schimmerte Licht. Es drang durch die schmalen Öffnungen, die den Namen Fenster nicht verdienten. Dabei erreichte es nicht einmal unsere Köpfe, es versickerte vorher.

Den Eingang entdeckten wir schnell. Ein altes Holztor, das schief in den Angeln hing. Ich leuchtete dorthin, wo sich normalerweise ein Schloß befand, entdeckte es und sah, daß der Bügel im Schloß steckte.

»Da kommen wir nicht rein!« flüsterte Lydia.

»Abwarten.« Ein gewisses Besteck trug ich immer bei mir. Ich probierte es aus, mußte etwas herumwerkeln und konnte den Bügel dann in die Höhe ziehen.

Der Weg war frei!

Tief holte ich Luft. Wieder hatten wir ein Hindernis aus dem Weg geschafft. Allmählich klärte sich der Fall. Leider konnte ich die Stalltür nicht lautlos öffnen. Sie ächzte in den Angeln, zudem schabte sie mit der krummen Unterseite über den Boden, klemmte einmal fest.

Ich mußte drücken, dann hatte ich es geschafft.

Mich empfing nicht der typische Stallgeruch, sondern eine Wärme, die über eine Trennmauer hinwegdrang. Sie teilte den Hauptteil des Stalls von einem schmalen Gang, durch den wir schritten. Unter der Decke sahen wir die Geometrie des Gebälks. Mächtige Balken und Träger, von denen auch einige nach unten stachen und mit dem festgestampften Lehmboden verbunden waren.

Von einem dieser Balken hatte ich Tony Bedford befreit. Als ich an ihn dachte, erinnerte ich mich auch an meinen Freund Suko. Es war

leicht auszurechnen, daß die Typen für ihn das gleiche Schicksal vorgesehen hatten.

Von Suko und Bill hatte ich bisher nichts gesehen. Ich setzte vor allen Dingen auf den Reporter, der zumindest vor dem Gehöft alles unter Kontrolle bekommen sollte.

Lydia Farell hielt sich hinter mir. Die Leuchte hatte ich wieder weggesteckt. Das über die Mauer fließende Licht reichte aus, um uns den Weg zu weisen.

Es gefiel mir überhaupt nicht, daß sich Lydia in meiner Nähe aufhielt. Aber was sollte ich machen? Ich konnte sie auf keinen Fall allein zurücklassen. Wenn sich Damions in der Nähe befanden, würden sie sich über sie stürzen.

So hielten die Stunden der Angst an…

Jede Mauer hat einmal ein Ende, auch diese, an der wir uns vorbeidrückten. Der Gang führte weiter, nur machte er einen Knick, so daß wir in den großen Stallraum hinter der Mauer gelangen konnten.

Lydia war neben mir stehengeblieben. Sie zitterte nicht, aber sie hatte Furcht. Wie festgeschrieben stand sie auf ihrem Gesicht. Als sie mit mir sprach, brachte sie ihre Lippen dicht an mein Ohr. »Wollen Sie noch weiter gehen, John?«

»Das ist mein Ziel.«

»Und ich?«

Eine gute Frage. Nahm ich sie mit, oder laß ich sie hier? Ich schaute sie an und stellte fest, daß sie sich selbst nicht entschieden hatte.

Auf ihrem Gesicht lag ein zweifelnder Ausdruck.

Ich griff unter mein Jackett und holte die Beretta hervor, Lydia wich einen Schritt zurück, als ich ihr die Waffe entgegenstreckte.

»Was… was soll ich damit?« wisperte sie.

»Sie nehmen, mehr nicht.«

»Und dann?«

Ich gab meine Anweisung wispernd. »Es ist ganz einfach, sollte eines dieser Monstren erscheinen, schießen Sie. Denken Sie an Ihr Schlafzimmer. Sie haben ja erlebt, wie ich es machte. Diese Waffe ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Sie werden der Kreatur ein Ende setzen.«

»Aber ich habe noch nie geschossen.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Die Waffe ist entsichert, die Monster sind nicht gerade klein. Wenn Sie schießen, halten Sie einfach drauf. Verfehlen können Sie die Tierchen nicht.«

»Wie… Sie das sagen …«

»Es gibt keine andere Chance.« Ich legte ihr die Beretta in die Hand und gab ihr noch einige Anweisungen, während ich gleichzeitig die Umgebung im Auge behielt, aber nichts entdeckte, was uns gefährlich werden konnte.

»Wissen Sie, John, es wäre toll, wenn kein Monster käme.«
»Das glaube ich auch.«
»Wie lange soll ich warten?«
»Bleiben Sie möglichst in Deckung. Falls irgend etwas Außergewöhnliches passiert, müssen Sie dann selbst entscheiden, was Sie tun wollen. Alles klar?«
»Das hoffe ich.«
Ich sah ihr ängstliches Gesicht, strich noch einmal über ihre Wange und ließ sie stehen.
Sehr vorsichtig bewegte ich mich weiter. Noch spürte ich nur die Wärme der Kerzen. Erst als ich mich um das Mauerende gedrückt hatte, sah ich sie.
Es hatte sich kaum etwas verändert. Die Stunden schienen innerhalb des Stalls stehengeblieben zu sein. Noch immer strahlten die Flammen gegen die Decke, wo sie ein Muster aus Licht und Schatten gegen die dicken Balken warfen.
Das Licht gab dem Stall ein völlig anderes Aussehen. Dieser warme Schein paßte einfach nicht in die Umgebung. Er wirkte auf mich fremd und auch nicht beruhigend, wie man es oft bei Kerzenlicht hatte. Alles war so unwirklich, als würde ich eine Filmszene durchschreiten, obwohl ich nicht dazugehörte.
Der Mittelgang war freigelassen worden. Zu beiden Seiten standen die Kerzen, verteilten Licht und Wärme gleichmäßig und gaben mir auch die Chance, nach vorn sehen zu können, wo der mächtige Balken von der Decke stach, in den Boden gerammt war und durch menschliche Kraft sicherlich nicht herausgerissen werden konnte.
Aus diesem Grunde hatte man ihn auch genommen, um Suko daran zu fesseln.
Ich sah ihn, aber ich sah ihn nicht klar, denn oberhalb der Kerzenflammen waberte und zitterte die Luft. Sie sorgte dafür, daß die Umrisse verschwammen.
Und Suko?
Trotz der veränderten Perspektiven war mir klar, daß mit ihm etwas geschehen sein mußte. Sein Körper war mit den Stricken an dem Balken festgebunden. Der Kopf nicht. Er war nach vorn gesunken.
Das war ungewöhnlich…
Ich bekam einen trockenen Hals. Es lag nicht allein an der warmen, fast schon heißen Luft. Irgend etwas stimmte hier nicht. Weshalb hatten unsere Gegner Suko allein gelassen? Waren sie ihrer Sache dermaßen sicher, oder sollte Suko ein Lockvogel für mich sein?
Noch eine andere Möglichkeit konnte eintreffen, obwohl ich an die nicht denken wollte. Ob Suko atmete oder nicht, war aus dieser Distanz nicht zu erkennen. Er konnte auch tot sein. So etwas traute ich den Kerlen zu. Da brauchten sie sich nicht auf die Damions zu

verlassen.

Von ihnen entdeckte ich auch nichts. Daß sie unter anderem auch hier ihr Reich besaßen, konnte ich riechen. Der eklige Modergestank war einfach nicht zu vertreiben. Er hing wie dünne Fahnen zwischen den Wänden des Stalls und schwebte auch über den Kerzenflammen.

Auf meiner Stirn hatte sich der Schweiß zu kleinen Perlen gesammelt. Ich horchte in mich hinein, denn ich war es gewohnt, auf meine innere Stimme zu hören.

Diesmal blieb sie still. Keine direkte Warnung erreichte mich. Die gesamte Szene wirkte wie eine konkrete Malerei, obgleich sie mir persönlich abstrakt vorkam.

Sogar die Luke, aus der ein Damion seinen Weg ins Freie gefunden hatte, war wieder geschlossen.

Ich senkte meinen Blick der Luke entgegen und überlegte, ob ich sie öffnen sollte. Dann fiel mir etwas anderes ein. Es war riskant, aber ich wollte das Risiko eingehen.

Beim Vorgehen streifte ich die Kette über den Kopf. An ihr baumelte das Kreuz. Beides zusammen legte ich auf die Luke. So war dieser Weg für die Damions versperrt.

Nur mit dem silbernen Dolch bewaffnet bewegte ich mich durch die warme Zone auf den Pfosten zu, an dem Suko gefesselt war. Je näher ich an ihn herankam, um so mehr manifestierte sich mein erster Eindruck. In seinen Gliedern befand sich keine Kraft mehr. Man mußte ihn ins Reich der Bewußtlosigkeit geschickt oder getötet haben.

An die letzte Möglichkeit wollte ich nicht denken, blieb aber vorsichtig, trotz meiner Eile.

Rechts und links tat sich nichts. Dort standen nur die brennenden Kerzen. Außerdem reichten die Lücken zwischen ihnen nicht aus.

Dort konnte sich niemand verbergen.

Einen Schritt vor Suko blieb ich stehen. Zwischen uns waberte die heiße Kerzenluft. Auch das Gesicht wurde vom rötlichen Schein gestreift und hatte einen fremden Ausdruck bekommen. Auf seinen Wangen tanzten hektische, rote Flecken.

Ich berührte ihn.

Nein, er war nicht tot. Man hatte ihn tatsächlich nur ins Reich der Träume geschickt. Über dem linken Ohr sah ich einen roten Streifen.

Dort war die Haut aufgeplatzt.

Die Zeit war günstig, um meinen Freund zu befreien. Ich schaute zurück, hinter mir waberte nur das Kerzenlicht, einen Gegner entdeckte ich nicht, glaubte aber, von draußen etwas zu vernehmen, das sich wie ein Schuß angehört hatte und dachte natürlich sofort an Bill Conolly.

Die Zeit drängte.

Ich holte den Dolch hervor, um die Stricke zu zersäbeln, als ich beim

Aufrichten erstarrte.

Trotz meiner Vorsicht hatte man mich reingelegt. Hinter dem breiten Balken hatte jemand gelauert. Ich sah von ihm nur die Arme, die schlangengleich rechts und links des Balkens hervorgekrochen waren.

Leider nicht ohne Waffe, denn eine Hand umspannte Sukos Beretta, deren Mündung der Kerl seitlich in das dünne Fleisch des Halses drückte und dabei widerlich kicherte…

***

Es sah so aus, als hätte Bills Porsche einen Buckel bekommen. Unbeweglich hockte die Kreatur auf dem Dach. Sie besaß einen runden Rücken, der zum Kopf hin flach abfiel, damit der Schädel in seiner Häßlichkeit wie ein Rohr vorstehen konnte.

Vorn bestand der Schädel fast nur aus Maul, in dem sich eine dicke Zunge bewegte. Darüber leuchteten zwei gelbe Augen voller Gier, und die Krallen der Pfoten hatten sich regelrecht auf dem Dach des Fahrzeugs festgebissen.

Bill Conolly sah einen solchen Damion zum erstenmal vor sich. Er kannte ihn bisher nur aus Beschreibungen seines Freundes John und mußte sich eingestehen, daß der Geisterjäger nicht übertrieben hatte.

Dieses Geschöpf konnte nur in der Hölle oder einem ähnlichen Gebiet geboren sein. Es paßte einfach nicht in diese Welt, wobei es zudem noch einen Gestank absonderte, der Bill stark zusetzte.

Durch den Körper des Monstrums lief ein Zittern, und Bill hörte auch das Kratzen der Krallen auf dem Lack.

Dann stieß es sich ab!

Wie ein gewaltiger Klumpen segelte es durch die Luft und mit erschreckend hoher Geschwindigkeit auf den Reporter zu, der zwar hätte wegtauchen können, aber auf dem Fleck stehenblieb und nur den rechten Arm in die Höhe riß.

Er feuerte.

Der Damion schien in das blaßblaue Mündungsfeuer hineinzuspringen. Bill wußte, daß er das Monstrum nicht verfehlt hatte. Die Kugel schien es mitten im Sprung zu stoppen, ein Glück für den Reporter, sonst hätten ihn die scharfen Krallen noch erwischt.

Er hatte sich zwangsläufig auf das Wesen konzentrieren müssen und den beiden Typen weniger Aufmerksamkeit geschenkt. Als er sah, daß von dem Damion keine Gefahr drohte und er herumkreisen wollte, war es bereits zu spät.

Swane, der kompakte Typ mit dem Stirnband, war auf ihn zugehechtet und hatte sich an seinen Beinen festgekrallt. Dabei schrie er nach Otis, der sich natürlich in Bewegung setzte. Zu zweit wollten sie Bill Conolly fertigmachen.

Das sah der Reporter im Fallen. Wie hart der Boden war, merkte er

beim Aufprall. Er schoß trotzdem noch, und Otis sprang in Deckung, als die Kugel ziemlich nah an ihm vorbeisirrte.

Aber Swane klammerte sich fest.

Bill trat zu. Er hörte seinen Gegner keuchen, sah ihn als Schatten und bekam auch mit, wie er mit der Linken ausholte, weil er mit der Rechten Bills Bein umklammert hielt.

Die Hand war nicht leer. Etwas Helles funkelte darin, ein Messer oder ähnliches.

Bill schoß über seinen Körper hinweg, hatte auf die Schulter gezielt und hörte Swanes Schrei, als das Geschoß ihn auch in der Schulter erwischte und ihn herumwirbelte.

Er kippte zur Seite, wälzte sich auf dem Boden, während Bill aufsprang und zu seinem Wagen lief. Er sprang dabei über die Pfütze hinweg, die sich dunkel und als stinkende Lache ausgebreitet hatte, denn so verging der Damion.

Der Porsche gab ihm Deckung. Bill rechnete damit, daß dieser Otis sich ebenfalls bewaffnen würde, doch er sah ihn zunächst nicht. Bill reagierte eiskalt. Er öffnete die Fahrertür und schlängelte sich in den Porsche hinein.

Dann schaltete er die Scheinwerfer ein!

Das Fahrzeug stand günstig. Er schleuderte sein bleiches Licht gegen das Haus und dessen Eingang, der sich sehr deutlich als großes Rechteck innerhalb der bleichen Fülle abzeichnete.

Bill verglich ihn mit einem Bühnenausschnitt, nur zeigte sich dort niemand.

Otis war verschwunden.

Hatte er sich in das Gehöft zurückgezogen, oder war er draußen untergetaucht?

Jedenfalls mußte Bill in das Gehöft hinein. Nur wollte er nicht das helle Licht durchqueren, er hätte eine zu gute Zielscheibe abgegeben. Bill löschte die Scheinwerfer, drückte sich vom Wagen weg und schlug einen kleinen Bogen, da es ihm zu riskant erschien, den direkten Weg zu nehmen.

Er hörte den angeschossenen Swane stöhnen. Der Mann hielt eine Hand auf seine Schulterwunde gepreßt. Bill konnte sich um ihn nicht kümmern, andere waren wichtiger.

Mit einem pantherhaften Sprung erreichte er die äußere Wand und preßte sich dagegen, die Waffe in Anschlag.

Nichts geschah. Der Eingang befand sich ein paar Schritte entfernt.

Das Licht leuchtete nur ihn an, doch auch aus dem Innern leuchtete es warm und Bill ging davon aus, daß sich vor dem Eingang die beiden Lichtarten trafen. Bill atmete heftig. Blieb neben dem Rechteck stehen.

Er schaute auf den Hof. Dort, wo sich die Lache ausgebreitet hatte,

stiegen dünne Rauchschwaden in die Höhe wie ein feiner Nebel.

Im Stall hörte Bill auch nichts. Er riskierte es, startete mit einem Sprung und drehte sich blitzschnell in das offene Rechteck der Tür hinein.

Er war auf alles gefaßt, schwenkte die Waffe nach links und rechts, hielt sie mit beiden Händen und kam sich vor wie ein Hauptdarsteller irgendeiner Krimi-Serie, denn die reagierten genauso.

Nur zielte seine Mündung ins Leere. Weder rechts noch links sah er ein Ziel.

Er wurde auch nicht angegriffen, bekam aber aus der Tiefe des Stalls die Wärme des Kerzenlichts und auch den helleren Schein mit, der über die Decke huschte.

Scharf atmete er aus. Für einen Moment fiel die harte Spannung von ihm ab. Er spürte den Druck im Kopf und lauschte dem eigenen Herzschlag.

Wo verbarg sich Otis?

Der Gang war eng, auch nicht ganz dunkel. Es stank nach Stall, aber auch nach Moder. Vor sich sah Bill Otis nicht, er hielt sich auch nicht in seinem Rücken auf, das gefiel dem Reporter überhaupt nicht.

Wahrscheinlich war er hinter der Mauer im breiten Mittelteil des Stalls verschwunden.

Bill wollte sich auf den Weg machen, als ihn der Luftzug traf. Von oben kam er.

Der Reporter riß den Kopf hoch, die Waffe ebenfalls und hatte doch zu spät reagiert.

Die Schlinge war bereits auf dem Weg. Otis, der zwischen zwei Balken klemmte, hatte sie geworfen und genau den Hals des Reporters erwischt. Innerhalb eines winzigen Augenblicks nahm er Bill Conolly die Luft…

***

Wieder erlebte ich einen der Momente, wo ich mich wahnsinnig über mich selbst ärgerte. Es war einfach zu glatt gelaufen. Ich hätte wissen sollen, daß das dicke Ende nachkommen würde, aber ich hatte wirklich nicht damit gerechnet, daß sich der Kerl hinter dem breiten Balken verborgen hatte. Zudem kannte ich ihn noch. Es war der Typ, der Lydias Haus besucht hatte, um sie zu holen.

»Ah!« hörte ich seine Stimme, »so sehen wir uns wieder, du verdammter Bulle!«

Ich schaute ihn an. Nur die Hälfte seines Gesichts war hinter dem eckigen Balken zu sehen, doch in seinen Augen leuchtete ein Haß, der mich erschreckte.

Diesem Menschen würde es nichts ausmachen, uns beide zu töten.

Erst Suko, dann mich.

»Wolltest du ihn retten?« höhnte er. »Wolltest du das wirklich, verdammter Bulle?«

»Es sieht so aus.«

Der Kerl kicherte. »Weißt du eigentlich, daß ich Lucky heiße. Ich heiße deshalb so, weil ich immer Glück habe. Ich hatte dich schon bei der kleinen Nutte gewarnt. Du kannst hier alles, Polizist, nur eben nicht gewinnen. Nicht gegen uns. Wir sind besser, wir sind stärker. Was wir wollen, das geschieht auch. Und wir haben die Kraft der Hölle, die uns den Rücker stärkt. Erst holen wir euch, dann die kleine Nutte, und zum Schluß ist der Verräter Bedford dran. So hat alles seine Richtigkeit.« Er lachte gurrend. Seine Augen sahen aus, als hätte er Fieber, doch plötzlich veränderte sich der Blick. Er wurde lauernd. Mir kam es vor, als wäre ihm etwas eingefallen.

»Bulle…« dehnte er.

»Ja, was ist?«

»Ich habe vorhin etwas gehört, das mir überhaupt nicht in den Kram hineinpaßte.«

»Was kann ich dafür?«

»Hör genau zu. Es war mir, als wäre vor dem Haus ein Wagen umhergefahren, Kann das stimmen?«

»Vielleicht.«

Scharf atmete er ein. »Ich will von dir eine genaue Antwort wissen, sehr genau sogar.«

»Sorry, ich habe keine Ahnung.«

»Gut, gut.« Er deutete so etwas wie ein Nicken an. »Ist schon gut. Meine Freunde werden sich darum kümmern. Aber du und dieser komische Chinese, ihr gehört uns.«

»Du bist nicht allein?«

Lucky lachte. »Paco, mein lieber Freund. Zeig dich dem Bullen. Laß ihn sehen, wie gut du bist.«

Der Balken war leider breit genug, um auch Paco verbergen zu können. Das heißt, jetzt kam er, und er mußte sich hinter seinem Kumpan versteckt gehalten haben.

Er schob sich vor. Zuerst hörte ich ein Kratzen, dann sah ich seinen bizarren Schatten im Schein der Kerzen. Er kam mir vor wie eine Verballhornung des Glöckners von Notre Dame.

Rechts neben mir schraubte er sich in die Höhe. Ich schielte ihn an und sah die verdammten beiden Messer in den Händen. Im Licht der Kerzen bekamen die Klingen ein unheimliches Aussehen.

»Soll ich sie ihm…?«

»Noch nicht, Paco, noch nicht.«

Er nickte mir zu. Sein Haar wuchs lang und umrahmte wie fettige Strähnen sein Gesicht. Die Lippen an seinem breiten Mund wirkten auf mich wie zwei bläuliche Striche, und in den kalten Augen las ich keine

Gnade. Innerhalb der beiden Pupillen tanzten rote, feurige Lichter.

»Hol das Kreuz, Parco. Hol das verdammte Kreuz! Er hat es auf die Luke gelegt.«

»Und dann?«

»Hol es!«

Paco schlich davon. Ich hörte seine Schritte, aber ich wagte nicht, mich umzudrehen. Wahrscheinlich wartete Lucky nur auf eine falsche Bewegung von mir, um sich an Suko rächen zu können. Ich achtete auf seine Schritte. Weshalb er pfiff, wurde mir erst später klar, da mußte er mein Kreuz bereits in der Hand halten.

»Gut sieht es aus«, sagte er, »wirklich, es ist wunderbar. Ich habe so etwas noch nie gesehen.«

»Komm her damit!«

»Sollen wir es nicht wegwerfen, Lucky? Ich mag es trotzdem nicht. Von ihm geht etwas Komisches aus…«

»Was geht davon aus, Bulle?«

Ich schaute Lucky an. »Vielleicht ist es etwas, das ihr nicht mehr kennt«, sagte ich. »Vertrauen, Liebe, die Macht des Guten. Wer sich wie ihr auf den Teufel und seine Kreaturen konzentriert hat, kann damit nichts anfangen, das weiß ich.«

»Hör auf zu reden!«

»Du hattest mich etwas gefragt.«

»Ja, ich weiß.«

»Was ist denn Lucky?«

»Komm her, Parco und öffne vorher die Luke, der Weg zwischen den Welten soll durch nichts versperrt sein.«

»Okay, das mache ich glatt.«

Sehen konnte ich es nicht, aber die kratzigen Geräusche sagten mir genug. Dann fiel die Klappe mit einem dumpfen Laut zu Boden. Ob der Modergeruch tatsächlich aus der Öffnung strömte oder ich mir seine Stärke nur einbildete, konnte ich nicht herausfinden, aber ich hörte Paco zurückkommen.

Sein Gang war schleichend. Irgendwo kratzte er immer mit der Sohle über den harten Boden.

Rechts von mir erschien er.

Sein Gesicht war von einem dünnen Schweißfilm bedeckt, die Lippen verzogen.

Und Lucky konzentrierte sich weiterhin auf meinen Freund Suko.

Die Mündung der Beretta hatte sich nicht um einen Millimeter von der Stelle bewegt.

Ich konnte nichts tun. Vor Wut hatte ich die Hände zu Fäusten geballt. Paco spielte mit dem Kreuz. Er ließ es an der Kette hin- und herschwingen.

»Am liebsten würde ich es wegwerfen.«

»Untersteh dich!« zischte Paco. »Das ist ein Zeichen. Wir haben gesiegt, das ist der Beweis.«

So unrecht hatte er leider nicht. Hier war eine Lage entstanden, aus der ich keinen Ausweg sah.

Dabei hatte ich viele Hoffnungen auf meinen Freund Bill gesetzt.

Da ich nichts von ihm hörte, mußte es ihm so ergangen sein wie mir.

Man hatte ihn reingelegt.

Ich erinnerte mich auch wieder an den Schuß. Hatte er vielleicht doch einen Erfolg erzielen können?

Für einen Moment schloß ich die Augen, weil ich etwas von der Anspannung loswerden wollte. Die Hitze nahm mir den Atem. In dieser verfluchten Atmosphäre konnten die Gefühle in die Höhe kochen, bis sie irgendwann explodierten.

»Was soll ich damit machen?« fragte Paco leise. Er hatte das Kreuz jetzt auf der Handfläche liegen. Auf meinem Talisman lag die Silberkette zusammengeringelt wie eine dünne Schlange.

»Steck es meinetwegen ein.«

»Und weiter.«

»Das ist egal. Ich will, daß du ihn killst, Paco. Du wirst ihn mit deinen Messern töten.«

Paco kicherte und drückte zwei seiner schmutzigen Fingerkuppen gegen meine Wangen. »Jetzt sind es nur die Finger, aber bald werden es die Messer sein, die dich fertigmachen.«

»Hau ab!« zischte ich nur.

»Ho, ho«, lachte er. »Der kleine Bulle hat plötzlich Angst bekommen. Das darf doch nicht wahr sein…«

»Stell dich hinter ihn!« befahl Lucky. »Und dann wirst du deine Klammer machen.«

»Wie… wie …?«

»Mit den Messern.«

Er kicherte. »Wirst du den Chinesen auch ins Jenseits schicken, wenn ich zusteche?«

»Und wie!«

Paco verschwand aus meinem Blickfeld. Er summte sogar leise vor sich hin. Dann fiel etwas zu Boden. Am Geräusch erkannte ich, daß es sich um mein Kreuz gehandelt hatte.

Paco wollte es wohl nicht mehr. Er ließ es einfach liegen und summte weiter.

Daß er sein Messer zog, hörte ich an den schleifenden Geräuschen.

Sie waren wie eine Vormusik zum tödlichen Finale. Schon längst hatte ich nicht mehr locker gestanden, sondern meinen Rücken versteift. Das verhärtete sich nun noch stärker. Ich kam mir vor wie eingefroren, und die zweite Haut hatte sich auf dem gesamten Körper verteilt.

Vor mir atmete Lucky heftig. Auch er stand unter Druck. Es war nicht einfach für ihn, die Morde zu begehen oder begehen zu lassen.

Ich sprach ihn darauf an.

»Ihr wißt, was ihr euch damit einbrockt?«

»Wie meinst du das, Bulle?«

»Es wären zwei Morde an Polizisten. Daß man Polizisten-Mörder erbarmungslos jagt, müßte auch euch bekannt sein.«

»Was spielt denn das für eine Rolle?« fragte er. »Überhaupt keine. Zwei Bullen weniger, mehr sage ich nicht. Und viele, viele werden sich darüber freuen.«

»Man hat bisher noch jeden erwischt!«

»Das sagt ihr immer. Kann auch sein, aber wir besitzen einen besonderen Schutzengel. Der Teufel hat versprochen, seine Hände über uns zu halten. Wir haben das Tor für die Damions geöffnet. So können sie in diese Welt kommen, dafür zeigt sich die Hölle dankbar.«

»Das gibt es nicht. Die Hölle kennt keine Dankbarkeit. Ihr macht einen gewaltigen Fehler.«

»So redet jeder, der Angst hat!«

»Was ist denn?« meldete sich Paco. Gleichzeitig verstärkte er den Druck der Klingen. Eine Handbreit oberhalb der Hüften stießen sie bereits durch meine Kleidung. »Soll ich nun?«

Lucky überlegte noch. Sein Mund zeigte ein scharfes Grinsen.

Dann nickte er und flüsterte: »Stoß zu! Kill den verfluchten Bullen!«

***

Es war die Hölle!

Bill lag auf dem Boden. Der Druck und der gleichzeitige Ruck hatten ihn von den Beinen gerissen. Er war direkt in den Gang hineingefallen, aber er hatte sich glücklicherweise noch etwas drehen können und seine Füße gegen die Wand gestemmt.

So eingeklemmt lag er da, spürte den Druck an seinem Hals und schaffte es nicht, nach Luft zu schnappen.

Er überlegte, wie viele Sekunden ihm noch blieben. Wie lange konnte er diesen Horror durchhalten? Der andere hing im Gebälk…

Bill hörte ihn keuchen und mit sich selbst sprechen. Er versuchte, den Reporter in die Höhe zu zerren und dessen Leben ein Ende zu setzen. Es kam darauf an, wer mehr Kraft besaß.

Bill hatte die Beretta aus der Hand gelegt. Er umklammerte nun die dünne, straff gespannte Nylonschnur. Dennoch war es die einzige Möglichkeit, die ihm blieb. Er mußte stärker sein, als der über ihm hockende Gegner.

Der Reporter merkte auch, daß ihn die Kräfte allmählich verließen.

Er schloß die Augen, der Hals schien dabei auf das Doppelte angeschwollen zu sein.

Dann bewegte er sich.

Er riß, er zerrte intervallweise. Wenn er jetzt keinen Erfolg hatte, war es aus.

In seinen Ohren brauste es. Vor seinen Augen bewegten sich Schattenfelder unterschiedlichster Farbnuancen, aber alle sehr dunkel gehalten, wie die Schwingen des Todes.

Bill hörte ein Schaben, dann das Knistern, sogar ein gewisses Krachen und danach den Schrei.

Dumpf, unheimlich…

Eine Sekunde später war es soweit.

Neben ihm prallte ein Körper zu Boden. Der Schrei erstickte in einem dumpfen Laut, und Bill handelte, ohne nachzudenken. Er rechnete damit, daß der andere nach dem Aufprall mit seiner Kraft am Ende war.

Er hatte sich nicht getäuscht. Zwar schnitt die Schlinge schon tief in die dünne Haut, aber dem Reporter gelang es, sie zu weiten.

Luft, er konnte wieder Luft holen, er atmete.

Nein, er keuchte. Bill schaffte es einfach nicht, seine malträtierten Lungen zu füllen. Es war zu viel für ihn geworden. Vor seinen Augen kreiste alles, die Erschöpfung ließ ihn so gut wie nicht reagieren.

Er lag auf dem Boden, wußte nicht mehr genau, wo er sich befand und sah über sich die gewaltigen Kreise.

Alles drehte sich, alles war in Bewegung. Licht, Schatten, die Decke, die Wände, er hörte sich würgen und keuchen und dachte trotzdem noch daran, daß es ihm tatsächlich gelungen war, den anderen aus seinem Platz im Gebälk zu zerren.

Wie ein gewaltiger Klumpen lag der zusammengerollte Körper neben ihm im Gang.

Aber Bill dachte nicht nur an sich. Irgendwann wurde ihm klar, daß er noch eine Aufgabe zu verfolgen hatte. Er war nicht aus Spaß zu diesem leeren Gehöft gefahren.

Bill streckte im Sitzen die Arme aus, weil er sich an der Wand abstützen wollte. Er hatte dabei das Gefühl, in eine sich bewegende und schwankende Masse zu fassen. Er bekam keinen Kontakt, glaubte er. Dennoch stemmte er sich auf die Füße.

Wie ihm das gelungen war, konnte er nicht sagen. Nur blieb er nicht lange auf den Beinen stehen. Nicht einmal zwei Sekunden. Alles um ihn herum kreiste, und da war plötzlich der Trichter, der ihn in die Tiefe riß. Bill Conolly fiel um und landete über dem Körper des anderen.

Es war einfach zuviel für ihn gewesen. An seinen Auftrag dachte er nicht mehr, die Kraft hatte ihn hineingezerrt in die dunkle Bewußtlosigkeit…

***

Manchmal kam ihr die Waffe so schwer vor, als hätte sie ein doppeltes Gewicht bekommen. Lydia Farell konnte sich einfach nicht daran gewöhnen, mit ihr ausgerüstet zu sein.

Sie war zurückgeblieben, sie hoffte, und sie wünschte es sich mit aller Kraft, daß es John Sinclair schaffte. Versagte er, war auch ihr Leben nichts wert.

Lydia hatte sich mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt. Sie brauchte die Stütze, denn die Beine wollten nicht mehr so recht mitmachen. Sie schienen einer Greisin zu gehören, aber nicht ihr.

Immer wieder sackte sie ein, und immer wieder riß sie sich zusammen. Nur nicht schlappmachen, lautete ihre Devise, nur nicht verlieren, dann ist alles vorbei.

Den Gang wollte sie unter Kontrolle behalten. Natürlich dachte sie an die Damions. Wenn eines dieser Monster erschien, sollte sie schießen. Das hatte ihr John gesagt.

Aber schaffte sie es auch? Würde sie den Druckpunkt überwinden können? Nur eine winzige Bewegung des rechten Zeigefingers, mehr war es nicht, aber es kam ihr vor wie eine meilenweite Strecke.

Längst rann der Schweiß ihren Rücken hinab. Hin und wieder zwinkerte sie mit den Augen. Sie spürte den Druck als eine ungemein starke Belastung, der alles zusammenpreßte. Manchmal kam ihr die Enge des Ganges vor wie ein Gefängnis.

John Sinclair sah sie nicht mehr, aber sie hörte ihn. Er sprach mit jemandem.

Zwar verstand sie die Worte nicht, weil die Mauer viel vom Klang der Stimme dämpfte, aber sie hörte doch heraus, daß er nicht allein war. Irgend jemand mußte bei ihm sein.

Bestimmt kein Freund…

Lydia überkam wieder das große Zittern. Wechselbäder aus Hitze und Kälte durchströmten ihren Körper. Sie ahnte längst, daß John Sinclair etwas begegnet war, mit dem er nicht gerechnet hatte.

Steckte er in einer Falle?

»O Gott!« stieß sie hervor. »Nein, laß es nicht sein. Bitte, ich… ich will es nicht …« Ein Gefühl sagte Lydia, daß sie nicht außen vorbleiben konnte. Etwas geschah mit Sinclair, sie mußte sich darum kümmern und nachschauen.

In der rechten Hand hielt sie die Pistole. Sehr mühsam hob sie die Waffe an. Schwer vorstellbar, daß man damit einen Menschen töten konnte. War es denn nötig?

Die innere Stimme verstärkte sich zu einer regelrechten Warnung, und sie trieb die junge Frau an.

Mit zitternden Bewegungen ging sie vor. Mit der rechten Schulter streifte sie dabei an der Wand entlang. Ihr Blick wirkte so, als würden die Pupillen aus gebrochenem Glas bestehen. Die Lippen zuckten

ebenso wie die Augenbrauen.

Wie eine Holzpuppe schritt sie daher, den Mund spaltbreit geöffnet, tief ein- und ausatmend.

Ihre Wangen bewegten sich. Sie konnte das Zucken einfach nicht unter Kontrolle halten. Schwer wie Eisen waren die Füße, der Weg bis zum Ende des Ganges kam ihr unendlich lang und gleichzeitig wieder viel zu kurz vor.

Dann blieb sie stehen. Von dieser Position her vernahm sie die Stimmen deutlicher, verstand auch einige Worte, die sie erschreckten. Himmel, da wurde über ein Mord gesprochen, und John Sinclair sollte das Opfer sein. Er war also in die Falle gelaufen!

Über ihren Rücken rann ein Schauer. Mit ihm zusammen kam auch das Wissen. Lydia war klar, daß es allein auf sie ankam, ob sich die Lage entschärfte oder nicht.

Um das herauszufinden, brauchte sie eine Unmenge an Kraft. Sie konnte sich nicht daran erinnern, jemals etwas Ähnliches in ihrem Leben hinter sich gebracht zu haben.

Nur noch die Mauerkante, die vor der anderen Querwand endete, umringen, dann konnte sie…

Ihre Gedanken stockten. Lydia dachte überhaupt nichts mehr, sie nahm nur Eindrücke auf.

Wer sie jetzt beobachtete, hätte meinen können, aus dem schummrigen Kerzenschein würde sich eine gespenstische Gestalt lösen. Sie wirkte wie ein von weichem Licht umflorter Geist, der eine fremde Welt verlassen hatte, um sich in der der Lebenden umzuschauen. Sie schaffte es sogar, ihre Schritte so leise aufzusetzen, daß sie nur von ihr allein gehört werden konnten.

Da stand John, da war der Balken mit dem gefesselten Chinesen, der sich nicht rührte. Neben ihm glaubte sie ein Gesicht zu erkennen. Es gehörte dem Kerl, der in ihr Haus eingedrungen war.

Aber hinter Sinclair stand noch jemand. Die Haltung dieses Mannes gefiel ihr gar nicht. Er hatte die Arme etwas von seinem Körper abgespreizt, um sie um den Körper des anderen wieder zusammenführen zu können. Und aus seinen Füßen stach etwas hervor.

Es blinkte und sah trotzdem irgendwo dunkel aus. Sie erkannte, daß es sich um zwei Messerklingen handelte.

Und sie sah noch etwas.

Etwa eine Körperlänge von ihren Fußspitzen entfernt, befand sich im Boden ein viereckiges Loch, aus dem der widerliche Leichengestank aufstieg. Dort lag das Tor für die verfluchten Wesen, die Damions. Da kamen sie her, das wurde ihr in diesem Augenblick mit Erschrecken klar.

Alles aber änderte sich, als sie den geflüsterten Befehl hörte, den sie

trotz allem verstand. »Stoß zu! Kill den verdammten Bullen!«
»Neiiiinnnn!« brüllte Lydia und hob die Waffe…

***

Auch ich hatte den Schrei vernommen.
Und nicht nur ich, die anderen beiden ebenfalls. Lucky schrak zusammen, würde er schießen?
Der Schuß peitschte.
Ich hörte hinter mir ein Röcheln. Plötzlich verschwand der tödliche Druck der beiden Klingen. Paco ließ die Messer nicht fallen, er zog sie an meiner Kleidung entlang von oben nach unten, und ich rammte die Faust in das helle Gesicht neben dem Balken.
Lucky flog zurück. Er schoß dabei in die Decke. Zu einem zweiten Schuß kam er nicht. Ich war bei ihm wie ein Gewitter. Er wollte die Arme hochreißen. Ich zerhämmerte seine Deckung und legte ihn mit einem harten Hieb schlafen, bevor ich die Waffe an mich riß und wieder herumwirbelte, denn ich wußte irgendwie, daß es da eine Frau gab, die bestimmt Hilfe brauchte.
Lydia hatte Paco erwischt. Allerdings nicht tödlich. Er lag am Boden, heulte, richtete sich auf, brach wieder zusammen und kroch auf Händen und Füßen durch den Gang.
Lydia Farell war sein Ziel. Die Messer hielt er noch fest. Sie waren für ihn wie Rettungsanker.
»Ich kriege dich, du kleine Hure! Ich mache dich fertig. Du wirst nicht entkommen.«
Lydia stand da, wie gemalt. Der rechte Arm war nach unten gesunken, die Mündung zeigte zu Boden. Sie würde nicht mehr die Nerven haben, noch einmal zu schießen.
Ich hob mein Kreuz auf, als Paco es versuchte. Trotz seiner Verletzung wollte er das rechte Messer auf Lydia schleudern. Ich traute ihm sogar einen Treffer zu.
Doch ich war schneller.
Mein Tritt mit der flachen Sohle erwischte ihn mitten auf dem Rücken. Paco sackte zusammen, als wäre keine Kraft mehr in ihm.
Die Arme spreizten sich dabei, die Messerklingen kratzten über den Boden und räumten noch einige Kerzen um.
So blieb er liegen…
Ich bückte mich, entriß ihm die Messer und schleuderte sie weit weg. Dann erst stieg ich über ihn hinweg und ging auf Lydia zu, deren Gesicht zuckte, deren Lippen bebten, die es jedoch nicht mehr schaffte, auch nur ein Wort zu sagen.
»Es ist vorbei, Lydia, danke. Sie haben uns das Leben gerettet.«
Ob sie mich gehört hatte, war unklar. Sie senkte den Kopf, dann gaben ihre Beine nach.

Ich setzte mit einem Sprung über die Luke hinweg und konnte sie gerade noch auffangen, bevor sie den Boden erreichte und womöglich in die Kerzenflammen fiel.

Sie war bewußtlos geworden, ein anderer allerdings war aus diesem Zustand erwacht.

»He, alter Schwede, willst du mich nicht losschneiden?«

»Augenblick, Suko. Du hast es so lange ausgehalten, da kommt es auf eine Minute auch nicht an.«

»Und das will ein Freund sein«, seufzte Suko, der im nächsten Moment wieder zusammensackte. Ob er erneut bewußtlos wurde, konnte ich nicht erkennen, für mich gab es andere Dinge zu tun, denn eine Wolke des widerlichen Gestanks drang mir aus der Öffnung entgegen.

Und nicht nur sie.

Zwei Damions erschienen. Der Weg von ihrer in die normale Welt war offen. Jetzt wollten sie es wissen.

Ich allerdings auch.

Zweimal feuerte ich.

Die Beretta spie die geweihten Silberkugeln in die Körper hinein, wo die Geschosse ihre Kraft abgaben und die Wesen aus der anderen Welt vernichteten.

Am Rand der Luke blieb ich stehen. Ich sah zu, wie sie zerflossen, dann glitt mein Blick mehr in die Tiefe hinein, wo etwas innerhalb einer Stollenwand gloste.

War das dieses Tor?

Wenn ja, mußte ich es zerstören. Ich sprang in den schmalen Schacht und nahm diesmal mein Kreuz.

Ja, es war ein Tor. Hinter dem roten Glosen sah ich sich heftig bewegende Schatten. Einige davon wirkten auf mich wie die Abziehbilder des Höllenherrschers Asmodis.

Ein Tor, das nicht offen sein durfte. Ich schloß es und drückte mein Kreuz dagegen.

Schreie vernahm ich nicht, aber ein hohes Winseln, und dann war das düster-rote Licht verschwunden. Vor meinen Augen befand sich eine völlig normale Wand.

Am liebsten hätte ich mich gegen sie gelehnt, aber ich wollte weg, drehte mich um, hörte etwas unregelmäßig gesetzte Schritte und sah, wie sich ein Körper beugte und ein Gesicht in die Öffnung schaute.

»Ich komme wohl zu spät, wie?« fragte Bill.

»Sieht ganz so aus, alter Junge.«

Dann ließ ich mich von ihm mit in die Höhe ziehen. Der blutige Striemen an Bills Hals sagte mir genug. Auch er mußte eine kleine Hölle hinter sich haben.

Aber das war für uns nichts Neues…

***

Wir hatten einiges an Hilfskräften auf die Beine gebracht. Die Ambulance, auch Kollegen, und ich wurde ebenfalls verarztet, denn die nach unten rutschenden Messerklingen hatten blutende Wunden hinterlassen.

Jemand brachte Tee, der bitter schmeckte, aber unwahrscheinlich guttat. Tote hatte es keine gegeben, das konnte man wirklich als einen großen Vorteil ansehen.

Die Kollegen wunderten sich über den widerlichen Verwesungsgestank und fragten auch nach.

»Keine Ahnung«, sagte ich und hob die Schultern. »Wißt ihr denn Bescheid?« wandte ich mich an Suko und Bill.

»Überhaupt nicht«, erklärten sie wie aus einem Munde.

Der Einsatzleiter winkte ab. »Am liebsten würde ich euch alle mitnehmen und einsperren. In den nächsten drei Jahren kämt ihr nicht mehr frei, und wir hätten endlich unsere Ruhe vor irgendwelchen Störenfrieden, die uns immer neue Arbeit bringen.«

»Oder euch welche abnehmen«, sagte ich! »Es kommt alles auf den Blickwinkel an, lieber Kollege.«

»Genau«, bekräftigte Lydia Farell, unsere Lebensretterin, während sie ihren Kopf gegen meine Schulter lehnte. Für sie waren die Stunden der Angst vorbei…

ENDE